

3 HEIRATSMIGRATION UND DIE KOMPLEXITÄT VON MIGRATIONSPROZESSEN

Migrationen im familiären Netzwerk

Migration ist nicht einfach nur als die Bewegung eines Individuums von einem Ort zu einem anderen von mehr oder weniger permanenter Dauer zu verstehen. In Migrationsprozesse sind nicht nur die migrierenden Individuen involviert, sondern auch diejenigen, mit denen die Migranten und Migrantinnen in Beziehung stehen: Familien, Freunde, Bekannte und Nachbarn, Arbeitgeber usw.. Wurden in Kapitel 2 *Die Philippinen – eine „Migrationskultur“*. *Politische, sozio-ökonomische und kulturelle Aspekte zur Migrationsgeschichte der Philippinen* historische, koloniale und postkoloniale, ökonomische und politische Konfigurationen skizziert, so soll in diesem Kapitel der Blick vom umfassenden makrostrukturellen Rahmen in die Nahaufnahme schwenken, hin zu einem alltags- und lebensweltbezogenen Verständnis. Die Beschreibung einer Migrationsfamilie soll in den Vordergrund rücken. Mit Blick auf die individuellen Migrationsgeschichten und Familiennetzwerke lassen sich vielfältige und vieldimensionale Migrationsmuster zunächst nach Kriterien des Zieles, der Dauer und der Form unterscheiden. Es geht darum, zu vergegenwärtigen, wie individuelle Akteure die strukturell gegebenen Möglichkeiten für ihre eigenen Lebensentwürfe nutzen, wie ihre Aktivitäten vom umfassenderen Kontext geformt und begrenzt, jedoch nicht determiniert werden. Die Frage nach geschlechtsspezifischen bzw. geschlechtsunspezifischen Ausformungen und Strategien soll uns auch in diesem Kapitel mehr oder weniger explizit begleiten. Bereits in diesem Kapitel (besonders aber dann in den beiden folgenden) wird es auch um das Ausloten von sich verändernden Geschlechterkonstruktionen im Kontext der Migration gehen.

Ausgehend von Paty Frank, die seit 1985 in Deutschland lebt und mit einem deutschen Mann verheiratet ist, werde ich Migrations-Wege, Migrations-Strategien und Migrations-Geschichten von ihr und ihren Familienmitgliedern nachzeichnen und rekonstruieren. An diesem konkreten Fallbeispiel zeigt sich die Heiratsmigration als *eine* Migrationsstrategie innerhalb eines familiären und nachbarschaftlichen Migrationsnetzwerkes. Paty hatte spezifische persönliche Gründe, sich auf den Weg zu machen, es war ihre Entscheidung, die sie durchaus eigenwillig zu vertreten hatte und schließlich ihre Erfahrung, die sie auszuhalten hatte. Ihr Agieren war und ist gleichzeitig eingebettet in einen familiären, gesellschaftlichen und kulturellen Kontext, in dem Migration Bestandteil von Lebensentwürfen ist.

In meinem Bestreben einer personenzentrierten Ethnographie (Langness/Frank 1981) sehe ich den notwendigen Ausgleich zu den immer noch vorherrschenden statistischen Studien zur Migration (z.B. Rotthoff 1995). Dabei ist es mir weniger ein Anliegen, in den spezifischen Geschichten das besonders Typische oder Repräsentative herauszuarbeiten (auch wenn ich zahlreiche Aspekte in vielen anderen Geschichten wiederfinde), sondern ich bin vielmehr von der Vorstellung geleitet, dass sich im Fallbeispiel, also in der komplexen, dichten Beschreibung Einzelner, gesellschaftliche Zusammenhänge konkretisieren.

Mit einem Exkurs zur jungen Generation (*Carlo, der Unentschlossene*) werde ich die Skizzierung eines familiären Migrationsnetzwerkes abrunden. Am Beispiel von Carlo und seinem experimentierenden Ringen um eine sozio-ökonomische Konsolidierung innerhalb seiner familiären Vernetzungen und Verpflichtungen werde ich die Dynamik und Fluidität seines Haushaltes kurz veranschaulichen. Gilt doch die Kategorie des Haushaltes trotz umfassender Kontroverse um seine Definition (siehe unten und Fußnote 53) gerade in der Migrationsforschung als angemessene Untersuchungseinheit (Eder 1982, Pertierra 1979).

Mit einem abschließenden *Zwischenresümee zur Heiratsmigration* werde ich knapp und thesenartig wesentliche bisher zur Sprache gekommene und gleichwohl über das konkrete Fallbeispiel hinausreichende Aspekte hinsichtlich von *Heiratsmigration* zusammenfassen. Das Wort *Heiratsmigration* weist unmissverständlich auf den Doppelaspekt des zu untersuchenden Phänomens hin – der Heirat, die mit einer Migration verbunden ist. Bezeichnet man nicht jede mit der Heirat verknüpfte Ortsveränderung (z.B. von einem Haus zum nächsten, vom Dorf der Herkunftsfamilie zum Nachbardorf des Ehemannes bei virilokaler postmaritaler Residenz) als Migration, so wird der Begriff Migration einer wissenschaftlichen Konvention zufolge mit größeren Entfernungen und vor allem mit Arbeit konnotiert. Mit dem Zwischen-Resümee soll der Migrationsdiskurs vorerst in den Hintergrund treten und die Bühne freigeben für den folgenden Ehe-Diskurs: Kapitel 4 auf den Philippinen und Kapitel 5 in Deutschland.

Paty Frank's Geschichte

Gesprächssprache und *Schriftsprache* unterscheiden sich. Folgende Zitate sind Transkriptionen entnommen von mehreren, auf Tonband aufgezeichneten, lebensgeschichtlichen Gesprächen mit Paty. Insofern sind sie Dokumente einer gesprochenen Alltags-Sprache. Im Gegensatz zur eher elaborierten Schriftsprache wird im spontanen Gespräch häufig nach Worten gesucht, ist der Erzählstil sprunghafter, assoziativ und wird mit Gesten und Mimik untermalt. Paty hat sich in ihrem Lebenskontext ein spezifisches „hybrides“ Deutsch angeeignet.

Diese Art „Pidgin-Deutsch“, das sie mit ihrem Mann und ihren Kindern spricht, ist eine im Alltag erlernte Sprachform und setzt sich aus deutschen (Dialekt), englischen und tagalischen Elementen zusammen. Wortschatz und Sprachstruktur sind vereinfacht und folgen bisweilen der Grammatik des *Pilipino* (Tagalog). So kennt z.B. das *Pilipino* keine geschlechtsspezifische Unterscheidung bei Pronomen, Artikeln und Subjekten. Viele meiner Gesprächspartnerinnen behielten diese ihr vertraute Sprachgewohnheit bei, wenn sie Deutsch redeten. Eine weitere Eigenheit der philippinischen Sprache ist, dass das Pilipino/Tagalog Abakada-Alphabet den Buchstaben *F* nicht kennt, sondern mit *P* ausspricht. Um die P/F-Aussprache gibt es unter Filipinos (bzw. Pilipinos) scherzhafte bis leidenschaftliche Verhandlungen: Ist den einen das *P* Ausdruck authentischer philippinischer Eigenheit, so schämen sich die anderen um die „ungebildete“ Aussprache. Paty bestand darauf, mit mir Deutsch zu reden. Meistens hatte ich mich so „eingehört“ und an ihre Sprache „gewöhnt“ (wie es ihr Mann Karl einmal ausdrückte), dass mir die ihr eigenen Wortschöpfungen gar nicht mehr bewusst wurden.

Um einer gewissen Authentizität willen habe ich mich im folgenden für relativ lange Zitate und für relativ wörtliche Gesprächstranskriptionen entschieden und fortwährend mit den Dilemmata ethnographischer Repräsentation gerungen (Berg/Fuchs 1993, vgl. Bourdieu 1997: 798f.). „Transkribieren heißt immer auch schreiben im Sinne von neu schreiben: Gleich dem Übergang vom Geschriebenen zum Gesprochenen, der im Theater vollzogen wird, erzwingt auch der Übergang vom Gesprochenen zum Geschriebenen durch diesen Wechsel des Mediums Ungenauigkeiten, die zweifellos die Voraussetzung für wahre Genauigkeit sind“ (Bourdieu 1997: 798). Daher habe ich um einer leichteren Lesbarkeit willen einige Gesprächspassagen „geglättet“, Wiederholungen gekürzt, und um eines leichteren Verständnisses willen für „Nicht-Eingehörte“ zusätzliche Wörter [in eckigen Klammern] hinzugefügt.

Wenn Paty in einigen Gesprächsausschnitten nach Worten ringt (gekennzeichnet mit ...), so deute ich dies vor allem inhaltsbezogen: es handelt sich um „sensible“ Themen, die unabhängig vom Wortschatz *nicht* direkt und konfrontativ ausgesprochen werden können, sondern entsprechend der indirekten, harmonisierenden „smooth“ (del Rosario 1994: 291) philippinischen Kommunikationsweise nur angedeutet werden.

In Deutschland

Paty lernte ich in einem philippinischen Lebensmittelladen kennen, den ich bereits an anderer Stelle als vitalen Begegnungsraum philippinischer Migrantinnen vorgestellt habe (Lauser 1997). Paty lebt nicht in der Stadt, sondern in einem kleinen Dorf, wo ihr Mann Karl im Nebenerwerb eine Landwirtschaft

betreibt. In der nächstliegenden Provinzstadt arbeitet er in einer Zementmühle. Karl und Paty haben drei gemeinsame Kinder zwischen 5 und 12 Jahren (Christa, Bianca und Christoph). Die 85-jährige Schwiegermutter bzw. Mutter zählt ebenfalls zu ihrem Haushalt. Die Geschwister ihres Mannes leben in mehr oder weniger naher Nachbarschaft.

„Ja, Gott sei Dank die Familie von mein Mann hat einen guten Zusammenhalt. Ich bin schon 12 Jahre hier. Die geholfen haben immer zu uns, zusammengehalten. Die Mutter, Gott sei Dank, die ist schon 85, aber fit, nā. Mein Schwager und Schwägerin, ... die Familie von mein Mann gut zusammen. Der andere [Schwager] ist a bissele weit weg, aber der Familie von mein Mann ist gut zusammen, ja.

Im Dorf, oh Gott, ich schäme¹ mich, ich bin nicht ganz so im Dorf, nā,“

„Du kannst mit den Leuten nicht so gut?“ ...

„Schon aber, wenn [sie] so neugierig [sind], doch schon, aber andere manchmal they, weißt du ... [sie stockt, sucht Worte ...]

„Sind sie dir zu neugierig?“

„Ja (kichern) ja weißt du, jetzt [ich] bin schon ganz anders. Ich bin jetzt mit der Leute. ... [Früher dagegen war ich eher so:] Manchmal Grüß Gott und dann bin ich schon gleich weg, nā. (kichern) Ich hab nicht gewusst, das ..., ganze Dorf ... [war mir fremd und hat mich beäugt] Mein Mann und die Familien, Schwägerin und Schwager hat gesagt, weißt du, die Filipina Frauen ...“

Nach 12 Jahren und anfänglichem heftigen Kulturschock scheint sich Paty angenommen und wohl zu fühlen. Sie lobt die Nachbarschaftlichkeit und Hilfsbereitschaft der deutschen Frauen, die sie zunächst skeptisch stereotypisierend beäugt haben und sie ist voll des Lobes über ihre Schwiegerfamilie und besonders ihre Schwiegermutter, deren breiten Dialekt sie bis heute nur „ah-nend“ versteht. Die von der Schwiegertochter ungeliebte Stallarbeit macht die Schwiegermutter klaglos allein. Sie bleibt immer freundlich, selbst dann, wenn Paty unter dem Vorwand, heftige Kopfschmerzen zu haben, sich vor der Feldarbeit schützt. Und wenn Paty unterwegs ist, übernimmt sie auch die Kinderbetreuung.

Paty ist im Dorf als (einzige) Filipina gut aufgenommen. Sie kann arbeiten wie eine Einheimische, auf dem Feld, im Wald, sie macht Heu, und wenn es sein muss, versorgt sie den Stall. Sie ist sehr stolz auf ihre Kinder, die gut in der Schule vorankommen. Darüber hinaus ist sie aber auch rege in der städtischen philippinischen *community* vernetzt, so dass es ihr manchmal fast zu viel wird.²

1 Der Kontext ihrer Erzählung: sie berichtet von einem Unfall ihres Mannes im Stall. Und auf einmal bekam sie von überall her Hilfe angeboten: „Zu mir alle anrufen. Die deutschen Frauen, wünschen zu mir Weihnachten, weißt du. Dann die erste klingt sooo, weißt du, im Telefon ich bin so ... he und so. ‚Aber warum du traurig?‘ hat gefragt. ‚Mein Mann hat Unfall‘, und so. Und dann geht weiter zu andere Frauen und so. Und andere Frauen hat angerufen. ‚Wir sind da und helfen‘, nā. So viele, was machen und helfen. Und dann [...]“ (wörtliche Gesprächstranskription, Februar 1997).

2 „Seit [der] Weihnachtsfeier ich komme nimmer. Nā, wegen meine Kinder. ‚Mama wir wollen inlineskaten, Mama wir wollen Schlitten fahren‘, nā. Oder ich hab

Neben ihrer eigenen Familie, ihren eigenen Kindern, die ihr ein und alles sind, ist sie immer noch eng vernetzt mit ihrer philippinischen Herkunftsfamilie. Immer wieder formuliert sie, wie fundamental wichtig diese beiden Familienzugehörigkeiten für sie sind. Sie bedeuten für sie nicht auflösbare Bande und es bereitet ihr emotionale Probleme, konfligierende Interessen in Einklang zu bringen.

„Ehrlich. Gestern ich hab gesagt, for mein Mann. Ich hab gesagt, ich vermiss meine Mutter, nā. Ehrlich, ich vermiss meine Mutter. Ehrlich, ich weiß nicht, einfach meine Augen zu und der Gesicht von meine Mutter ist so deutlich, ich hab's gesehn, nā. Aber meine Augen ist zu, nā. Aber zum Gedanken vielleicht, ich weiß nit. Dann ich beten oder ich ruhig (sie sucht nach Worten) ... Kann man nix machen (lacht sie). Oder ich bloß denken [an] meine Kinder, nā. Ich hab gesagt zu mein Mann, wenn ich hab kein Kind, ich bin nit so, ich [wäre] schon so oft nach Pilippenen. Aber, Gott sei Dank wir haben Kinder und wegen ...“

„Das schafft dir eine eigene Heimat?“

„Ja, aber wegen unsere Kanal.³ [Kann sie nicht so schnell auf die Philippinen fahren, A.L.]. Mein Mann hat gesagt: Heilige Kanal. (Wir lachen). Ich hab gesagt: ‚Was? Der heilige Kanal? Aha?‘, (Lachen).

„Ihr müsst vielleicht im Lotto gewinnen.“

„Oroh, Andrea, ja (lachen). Dann wir beide fahren nach New York.“

„Ja“ (lachen).

Paty betont immer wieder, dass sie da zu Hause ist, wo ihre Kinder zu Hause sind. Sie kann es sich nicht vorstellen, eines Tages in räumlicher Distanz zu ihren Kindern leben zu müssen. Auf der anderen Seite pflegt sie einen ausge-

a Freundin, [die] hat a Geburtstag oder feiern oder so, nā. Keine Zeit. Und dann letzten Donnerstag die Präsidentin vom Verein hat zu mir angerufen. (Sie lacht). ‚Warum du nicht mehr kommst?‘ (Sie lacht). Ja, mein Mann [hat] gelacht und gelacht. ‚Wir brauchen dich schon‘, und [sie] hat gesagt ‚zum Üben zum Tanzen.‘ Treffen jede Sonntag. Aber ich ich kann net, ich hab gesagt, wegen meine Kinder in der Schule ich kann net, manchmal Sonntag sie müssen lernen, nā. Oder wir wollen wo hingehen oder tun, nā. Jeden Sonntag mit Kaffeetrinken und Tanzen.“ – „Mit Ehemännern und Kindern?“ – „Ja, nein, manche Ehemänner kommen net. Manche, die hat gesagt, langweilig da. Aber mein Mann, ich habe Bekannte da in der Stadt, mein Mann gehen in Bekannte, ja und meine Kinder z.B. Bianca und Christa, they üben auch zum Tanzen. Manchmal der Christoph muss auch dableiben zum Üben. Sie tanzen scheen, Christoph auch. Wir haben gemacht, Weihnachtsfeier ... Und dann der Leute, nā und dann der Präsidentin hat zu mir angerufen, dass am Sonntag warum ich kommen nimmer, nā. Ich hab gesagt, wegen ich kann nicht, meine Kinder sagen: ‚Na wir muss dahingehen.‘ Freilich muss fragen erst Familie. [Die Präsidentin] Hat gesagt: ‚Wir brauchen dich, wir müssen ahmmm, bald schon wieder Aufführung‘ [vorbereiten]. April Oster, ja so. Und dann wir müssen andere [Aufführungen]. So wir tanzen so Hawaiian und Modern und ja. Kriegst du Rückenweh (sie lacht). Aber ich bin schon langsam [alt], meine Arme schon tut weh jetzt, nā. Ich bald schon 40.“ (Lacht) (Februar 1998).

- 3 Ein Abwasserkanal muss von der Dorfbevölkerung anteilig in einer Größenordnung von 30.000-40.000DM finanziert werden.

prägten „Rückkehrmythos“⁴. Die Vorstellung, ihren Lebensabend zusammen mit ihrem dann pensionierten Mann Karl auf den Philippinen zu verbringen, verfolgt sie nicht nur in utopischen Träumen. So kaufte sie bereits Bauland in der Nachbarschaft ihres Elternhauses, um sich dort einen Alterssitz zu errichten. Dass ihre Kinder dann vermutlich eher nicht auf den Philippinen leben werden, sieht nicht nur sie durchaus realistisch. So zweifelt auch ihre philippinische Familie eine dauerhafte Rückkehr Patys an. Bisher waren ihr Mann und ihre Kinder erst einmal für drei Wochen auf den Philippinen. Diese Reise bedeutete für sie eine interessante Erfahrung, eine tiefergreifende Hinwendung und Liebe zu diesem Land scheint sich daraus aber nicht entwickelt zu haben.

„Ja, weißt du, ja ich hab gedacht, wenn wir nach Pilippinen gehen, nā ... und damals mit meine Kinder nur Lego zu tun, nā. Lego und Rennen und Ball spielen, nā. Aber jetzt meine Kinder ist schon 12, 7, ... denen muss auch andere Urlaub [geboten werden], soo z.B. in Bagio oder wir gehen in Cebu⁵. Oder immer dahin gehen, dorthin gehen. Wegen jetzt nimmer mit Lego zu tun, nā.“

„War das für deine Kinder kein Problem mit der Sprache?“

„Ahm, mit der Hand, mit der Fuß (lacht). Ah, die Christa, die is bald schon pilipinisch lernen, nā. They lernen schon a bißel. Wir sind dort bloß drei Wochen, nā. Eigentlich nur zwei. Der letzte [Woche war] mit der Goldenen Hochzeit von Amang und Inang [gefüllt]. Aber jetzt der Christoph, nächste Donnerstag wir gehen in Versammlung wegen Realschule. Der Christoph kann schon English und Mathe. Aber Deutsch ist a bißele ... (lacht). Aber Bianca, die lernen schon jetzt English, nā. Sie lernt schon selber. Die Kleine schon pilipinisch a bißel nā.“

„Redest du mit ihnen pilipinisch?“

„Ja, a bißel (sie lacht).“ (Jan. 1996)⁶

Dass für ihren ruhigen, schweigsamen Mann Karl diese Reise überdies tiefe Irritationen mit sich brachte, lässt sich auch aus der Wahrnehmung seiner philippinischen Schwiegerfamilie herauslesen. Ihnen schien Karls Trinkfestigkeit besonders bemerkenswert. So habe er die meiste Zeit schwitzend vor dem Ventilator auf der Terrasse gesessen und in kürzester Zeit, ohne mit der Wimper zu zucken, einige Flaschen des philippinischen Bieres getrunken.⁷

Welch intensiven Austausch an Kommunikation und sonstigen Gaben sie zu ihren philippinischen Familienmitgliedern pflegt, realisierte ich in vollem Umfang, als ich selbst eine Perspektive „von den Philippinen aus“ einnehmen konnte.⁸ Mit einzelnen Familienmitgliedern hatte ich (und meine Familie) re-

4 Gmelch (1980: 138) spricht auch von einer „dauerhaften Vorläufigkeit“, bei der die Verbindung zur Herkunftskultur durch wiederholte „Heimatbesuche“ und Pendelmigrationen aufrechterhalten wird, eine endgültige eindeutige Rückkehr aber nicht mehr vollzogen wird.

5 Baguio und Cebu sind klassische Touristenorte

6 Das Gespräch wurde kurz vor unserer Abfahrt auf die Philippinen geführt.

7 Biertrinken ist auf den Philippinen ein männliches Ritual, das nur in einer Gemeinschaft zelebriert wird. Dann hat es nicht selten exzessive Züge und mündet häufig in unkontrollierbare Gefühlsausbrüche.

8 Während meiner Aufenthalte auf den Philippinen (zwischen 1996-1998) entstand zu ihrer Familie ein intensiver Kontakt. Nicht zuletzt auf Vermittlung von Paty

gelmäßig Kontakt. Über informelle Alltagsgespräche, Interviews und gemeinsame Familienfeiern lernte ich Familiengeschichten kennen und ging selbst in einige Geschichten ein. Zurück in Deutschland verblüffte mich Paty mit ihrer detaillierten Informiertheit über die alltäglichen Gespräche und Ereignisse ihrer philippinischen Familie, die ich mit eigenen Fotos, Videoaufnahmen und Erzählungen zu erweitern hatte.⁹

So sehr Paty an den Lebensverläufen ihrer nahen philippinischen Verwandten (Schwestern und Brüdern, Eltern, Neffen und Nichten) mit regem Verantwortungsbewusstsein und häufigen Telefonaten, Briefen und Videos teilnimmt, so schwierig scheinen sich *ihre* Lebensverhältnisse in den philippinischen Alltag übersetzen zu lassen. Wie viele (um nicht zu sagen fast alle) meiner philippinischen Gesprächspartnerinnen ringt sie um eine Balance zwischen den allgegenwärtigen Anforderungen und Erwartungen nach finanzieller Unterstützung und ihren eigenen ökonomischen Möglichkeiten und Bedürfnissen.¹⁰ Dieser ambivalenten Verpflichtung kann sie sich nicht entziehen,

arbeitete Patys Neffe zusammen mit meinem Mann, der ebenfalls eine ethnographische Forschung in der Provinz Bulacan durchführte.

- 9 Eine gewisse Alltäglichkeit lese ich auch von den Gaben ab, die ich bei meinen Reisen zwischen den beiden Ländern („from-door-to-door“ sozusagen) zu übermitteln hatte: es waren vor allem kulinarische Gaben wie Schokolade, Sekt, Salami u.ä. und natürlich Geld aus Deutschland und Nüsse, San-Miguel-Bier, Mangos, Bananen u.ä. von den Philippinen.
- 10 „Sie hat zu mir gesagt in Telefon, November, nä, wenn zu mir angerufen. Und dann mein Vater hat zu mir geschrieben. They brauchen a – [Geld] – wegen so viel Telefon, nä (lacht) – Telefonrechnung und so, ... Ich habe geschrieben, letzte Woche zu mein Vater. ‚Lourdes hat gesagt, dass sie selber zahlen, wegen ich hab angerufen, wegen der Lourdes brauchen Hilfe und so und so ...‘. Ich hab gesagt: ‚Lourdes, du hast zu mir so oft angerufen, wegen Hilfe und so, aber ich kann nicht bezahlen diese Rechnung.‘ Z.B. meine Eltern kann zu mir anrufen, aber der Rechnung ist bei mir bleiben. Ich hab erzählt zu meine Familie: ‚Das kann man schon machen.‘ Aber mein Vater hat bloß geschrieben, wegen Geld, wegen wann ich bezahlt der Telefonrechnung. Z.B. ich schicken a Deutsch Mark, sie umtauschen und sie bezahlen die Telfonrechnung auf den Philippinen. Aber ich hab geschrieben zu mein Vater: ‚Vater, de Lourdes hat selber zu mir gesagt, sie hat zu mir bloß angerufen, aber sie zahlt selber der Telefon-Rechnung.‘ Ja und dann, ich hab gesagt: ‚Ich hab hier schon Familie. Hier in Deutschland ist ganz anders, musst du deine ...‘. Gott sei Dank mein Mann weiß schon ganz genau, dass ich will auch sparen. Nicht alles ausgeben.“ – „Er ist gut zu Dir?!“ – „Ja, er sagt nie was. Er weiß ganz genau, dass ich will auch sparen, nä. Nicht alles ausgeben. Manche Pilipinafrauen so und so macken zu der Mann, nä. Ich hab gesagt, nä, ich, mein Mann und meine drei Kinder, so nä. Aber ich habe geschrieben zu mein Vater, ich kann nicht bezahlen die Telefonrechnung von Lourdes, nä, ich brauche selber“ – „War denn die Telefonrechnung so hoch?“ – „8.000 [Peso].“ (Wir lachen.) (August 1997).

Wertedimensionen: Der damalige (1997) Tauschwert stand bei 20 Peso = 1 DM. 1998 bekam man für 1 DM bereits 24 Peso. Mit 6.000-10. 000 Peso (ca. 300-500 DM) monatlich kommt eine 5-köpfige Familie mit drei schulpflichtigen Kindern

sie muss immer wieder von neuem ausgehandelt werden, will sie nicht den Bruch riskieren, und sich Hochnäsigkeit und Verantwortungslosigkeit vorwerfen lassen. Oft betont nicht nur Paty in solchen (Verhandlungs- und Rechtfertigungs-)Gesprächen, dass sie nun eigene Kinder hat: „.... aber ich habe gesagt, jetzt ich habe schon drei Kinder!“ Nur die Sorge um die eigenen Kinder legitimiert einen Rückzug aus den Loyalitätsverpflichtungen zu den eigenen Geschwistern und Eltern. Auch die mehr oder weniger explizit formulierten Erwartungen, sie möge als Migrationskatalysator wirken, erwidert sie mit ambivalenter Skepsis.¹¹

Welche Spannung Paty diesbezüglich als Vermittlerin auszuhalten hat, zeigte sich auch anlässlich eines einwöchigen Besuches ihrer ältesten Schwester Nora, die im Rahmen ihrer Tätigkeit im Erziehungsministerium eine Dienstreise nach Deutschland genehmigt bekam. Aus der Kernfamilie ist sie damit die erste und einzige, die Paty in Deutschland besuchen konnte, zu groß ist ansonsten der finanzielle Aufwand, der mit solchen Reisen verbunden ist. Auch umgekehrt lassen die ökonomischen Verhältnisse von Karl und Paty regelmäßige Philippinenreisen nicht zu. So war die Familie Frank, wie bereits erwähnt – erstmals anlässlich der Goldenen Hochzeit von *Amang* (Vater) und *Inang* (Mutter) auf den Philippinen. Eine weitere Reise steht zwar auf Patys Wunschliste, der deutsche Alltag fordert aber andere Prioritäten: Eine Abwasserkanalisation muss mit hohem Eigenanteil (ca. 40.000 DM) finanziert werden, ein Sommerurlaub an die Nordsee steht an und ein Kurztrip nach Rom.

Schon Wochen vor Noras Ankunft zügelte Paty ihre Aufregung in einer Hyperaktivität: Die begleitenden Kolleginnen und Vorgesetzten von Nora müssten wenigstens an einem Tag bewirtet werden. Paty plante ein großes Essen bei uns in Bremen (700 km entfernt von ihrem dörflichen Wohnort).¹² Bereits Wochen vorher bereitete sie das philippinische Festessen zu, fror es in der Tiefkühltruhe ein, um es dann unter dem größten Entzücken aller¹³ in unserer Bremer Wohnung aufzutischen. Paty plante für Nora mehrere Kurztrips innerhalb Europas. Ein Besuch eines Cousins in Paris sollte mit einem Abste-

– wenn sie nicht in Manila leben muss – bescheiden bis angemessen über die Runde. (Ein Haushalt von der Kategorie *mahirap din* und *sapat-sapat lang*.)

- 11 Als ihr Neffe Carlo sie um 40.000 Peso bittet, um eine Arbeitsmigration nach Taiwan zu finanzieren, verweigert sie das Geld, ebenso wie sie die, von ihm erhoffte, Einladung nach Deutschland nicht ausspricht. Carlos Migrationswünsche konkretisierten sich in einer Ehekrise. Paty, die mütterliche Tante, war gegen eine Trennung. So zog Carlo zunächst ‚nur‘ in den großelterlichen Haushalt zurück, wo er sich mit Schweinezucht und sonstigen Jobs versuchte. Im zweiten (Forschungs-)Jahr war er zu seiner Frau zurückgekehrt (siehe weiter unten). Ihre migrationswillige Schwester Lourdes will sie ebenfalls nicht nach Deutschland holen (siehe weiter unten).
- 12 Mein Mann Peter und ich, als Universitätsangestellte, schienen ihr einen angemessenen Rahmen, vor allem für die begleitenden „ministerialen“ Vorgesetzten ihrer Schwester, zu bieten.
- 13 Noras Vorgesetzte war sichtbar begeistert: es wäre das erste wahre Essen, seit sie die Philippinen verlassen hätte.

cher ins Disneyland verknüpft werden. Einen Neffen in London und einen weiteren Cousin in Frankfurt galt es, vor dem Rückflug noch aufzusuchen.

Noras kurzer Deutschland- (und Europa-) Besuch scheint sich eindrucks- voll in die Familiengeschichten eingeschrieben zu haben: So wusste später Carlo (Noras Sohn und Patys Neffe) von der Relativität des Reichtums und der Armut zu berichten. Bettler an den Hauptbahnhöfen der Großstädte wären schockierend gewesen, die parkenden Autos am Straßenrand (und nicht in den Garagen) beeindruckend. Auch die großstädtische herrschaftliche Architektur Hamburgs und Paris' wurde mit der ländlichen bescheidenen Dorfstruktur Hermendorfs (der Wohnort der Familie Frank) verglichen. Und immerhin kam Nora in dem Wirbel der Woche dazu, Patys Alltag als einen arbeitsamen wahrzunehmen. So berichtet Paty von einem Telefonat, das sie später mit ihrem Vater geführt hat.

„Die Ate Nora hat schon verstanden, wie das Leben ist in Deutschland. ‚Du arbeitest schwer!‘ Ich habe gesagt: ‚Ja‘.

Mein Vater hat gesagt: ‚Was, du arbeiten mit im Feld?‘ hat zu mir gesagt. ‚Warum Vater, du hast nit geglaubt?‘ – ‚Schau a mal deine Hand!‘ (lacht) hat [er] zu mir gesagt. Ich hab gesagt: ‚Vater, [es gibt] hat a Lotion in Deutschland, a Lotion (lacht). Kann man schön nach der Arbeit mit Lotion.‘ Ja, hat zu mir gesagt, hat nit geglaubt. Aber vielleicht Ate Nora hat erzählt, nä.

Ja freilich, ich bedanken, dass mein Mann ist gut, und [seine] Familie [ist auch gut] ... Ate Nora hat gesagt: ‚Deine Schwiegermutter ist ehrlich gut.‘ Ich hab gesagt: ‚Ja‘. Dann hier, meine Schwägerin und Schwager, wir sind hingegangen, nä. Hier die Haus, ich habe gezeigt. Ja und meine Schwester hat gesehen, dass ehrlich ich bin in gute Hand nä, gute Familie gekommen oder gelandet“ (lacht herzlich). (Februar 1998).

Noras Eindrücke vor Ort scheinen sich (zumindest zeitweise) mäßigend auf die Erwartungen nach Geldüberweisungen ausgewirkt zu haben. In einem Gespräch über die beängstigende Inflation und ökonomische Krise auf den Philippinen thematisiere ich die geradezu haushaltsstrategische Notwendigkeit der Geldüberweisungen.

„Ja, ja, mhmh. Weißt du Andrea, seit Ate Nora ist hier [gewesen], wenn ich hab gefragt: ‚Ich schicken a Geld?‘ ‚Nein‘, [hat sie] gesagt ‚nein‘. Aber ich hab gesagt: ‚Warum [nicht]?‘ ‚Ah deine Geld kannst du schon für deine Kinder [brauchen]. Aber darf man net sagen zu unsere Eltern, Amang und Inang‘ (lacht). Wegen [dennoch] ich hab gefragt: ‚Ich kann schon schicken, ich kann schon geben a bißle Geld, nä.‘ Und Ate Nora hat, seit die hat gesehen, weißt du, mit Arbeit und so, mit meine viele Arbeit...

Und [vorher] sie hat gedacht wegen, weißt du, [verglichen] mit der Geld in Pilippenen hat gedacht, Geld in Deutschland ist nur da. Kann man gleich nehmen. Und jetzt vor Weihnachten, ich hab sie gefragt und [sie] hat gesagt: ‚Nein Paty, brauchst du nimmer so schicken‘, hat gesagt, ‚du kannst schon für deine Familie so geben‘. Aber ich hab gesagt: ‚Du darfst net sagen zu unsere Eltern‘. [Sie] Hat gesagt: ‚Nein‘. Aber trotzdem ich hab noch, mein Mann hat gegeben (lacht).“ (Feb. 1998)

Neben dem vordergründigen Verhandeln über Geldüberweisungen wird in dieser Passage auch eine Ebene angesprochen, in der es um die Situierung der beiden Schwestern innerhalb der Geschwisterschaft und die damit verbunde-

nen Verpflichtungen gegenüber den Eltern und der Herkunftsfamilie geht.¹⁴ Es findet ein Aushandeln und eine Verständigung zwischen der ältesten Tochter bzw. Schwester Nora und der jüngsten Tochter bzw. Schwester Paty über das Ausmaß ihrer jeweiligen Verantwortung statt.

Von Töchtern wird eher als von Söhnen erwartet, dass sie gegebenenfalls unverheiratet bleiben, um ihre Eltern im Alter zu pflegen (Trager 1988: 83). Diese Verpflichtung trifft häufig entweder die älteste oder die jüngste Tochter: Die Älteste wird von Anfang an in die Verantwortung ihren jüngeren Geschwistern gegenüber genommen, und „verpasst“ darüber häufig die eigene Verheiratung und Familiengründung.

In diesem Fall hat die älteste Tochter und Schwester Nora eine eigene Familie, aber auch einen relativ gut situierten Beruf. Daher wird von ihr trotz der Sorge um ihre eigene Familie auch die Unterstützung der Eltern in gewissem Umfang erwartet. Haben die älteren Geschwister bereits eigene Familien und möglicher- und verständlicherweise keine ausreichenden finanziellen und sozialen Kapazitäten für die Alterssorge der Eltern, bleibt diese Aufgabe für die Jüngste „übrig“. Paty als jüngste Tochter fühlt sich von diesem Wertekanon besonders angesprochen, zumal sie damals entgegen des väterlichen Wunsches ihre Migration forciert hatte.

Generell bedeutet sowohl für die älteste als auch für die jüngste Tochter die Verpflichtung gegenüber den Eltern und Geschwistern ein Spannungsverhältnis zu der eigenen Familiengründung. In diesem Kontext erscheint die Heiratsmigration in ein reiches Land durchaus als Ausweg aus diesem Dilemma: die Heiratsmigrantin kann die Eltern und Geschwister finanziell unterstützen *und* der wenig geschätzten Rolle einer *matandang dalaga* (alten Jungfer) entkommen.¹⁵

Die Frage, in welchem Umfang auch für Paty die Positionierung innerhalb der Geschwisterschaft für die (Heirats-)Migration motivierend war, soll uns neben anderen Aspekten bei unserem Streifzug auf die Philippinen begleiten.

Auf den Philippinen

Paty ist mit *sechs* Geschwistern in einer ländlichen Gegend der Provinz Bulacan aufgewachsen. Sie selbst ist die zweitjüngste (die jüngste der Töchter und die dickköpfigste, wie sie einmal lachend erzählt). Ihr folgt noch ein jüngerer Bruder. Alle Geschwister leben in der selben Provinz in mehr oder weniger naher Nachbarschaft zum elterlichen Haus.

14 Zur Sozial- und Familienorganisation siehe ausführlich Kap. 4

15 Vgl. auch Lillas Erzählung in Kapitel 4, die die Sorge, eine *matandang dalaga* zu werden, als ein Heiratsmigrationsmotiv expliziert. Siehe auch sowohl Beer 1996 als auch del Rosario 1994: 337, die in ihrem Sample philippinischer Heiratsmigrantinnen besonders viel erstgeborene (*panganay*) und jüngste (*bunsuan*) Töchter ausmachte.

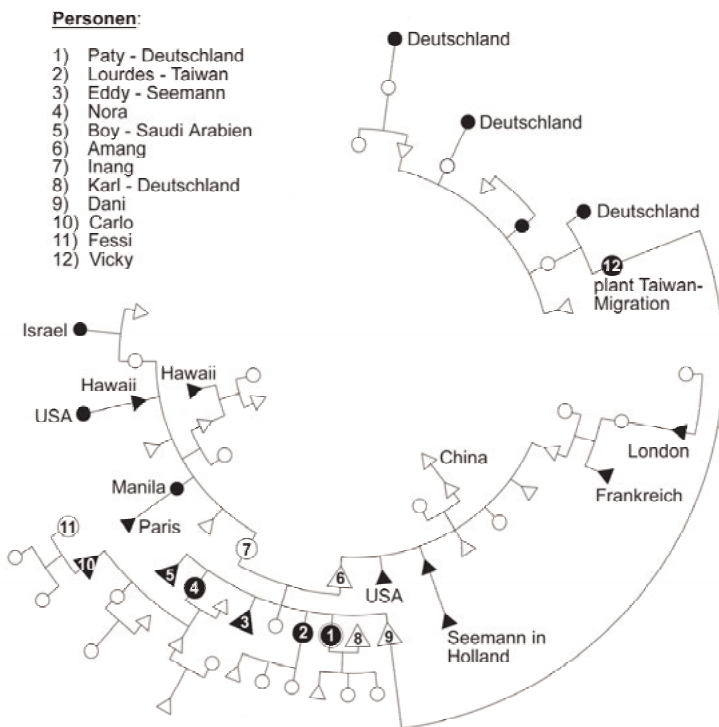


Abbildung 6: Genealogische Skizze der multinationalen „Migrations“-Familie von Paty Frank-Azurin

Die Familie Azurin hatte immer ausreichendes Auskommen. Der Lebensunterhalt basierte auf dem Erlös eines mehrere Hektar großen Fischteiches, den der Vater mit *fünf* weiteren Geschwistern besaß und bewirtschaftete. Damit ist die Familie Azurin nicht zu den sehr armen landlosen Haushalten zu zählen.¹⁶ Mit dem (Fisch-)Landbesitz und weiteren nichtlandwirtschaftlichen Aktivitäten, wie Verkauf und Handel der Fischprodukte und Investitionen in *Jeepney*

16 Kerkvliet diskutiert die analytischen Dimensionen Klasse und Status sowohl mit wissenschaftlichen Kategorien, als auch mit lokalen Konzepten. Für die philippinische Gesellschaft arbeitet er vier Haupt-Klassen (*workers, peasants, small business people* und *capitalists*) und vier Status-Gruppen (sehr arm, weniger arm, angemessen und reich) heraus, die sich zu verschiedenen sozio-ökonomischen Positionen kombinieren lassen (Kerkvliet 1990: 65ff). Yu und Liu unterscheiden sechs soziale Klassen: *lower-lower class, upper-lower class, lower-middler class, upper-middle class, lower-upper class, upper-upper class* (Yu / Liu 1980: 30-35).

Weitere Diskussion zur Haushalts-Ökonomie siehe weiter unten und in Kap. 4.

(Kleintransporter und Minibus) und *Tricycle* (so etwas wie ein Motorradtaxi) als Transportmittel, konnte ein angemessenes Auskommen gehalten und gesichert werden. Als die Vatergeneration vor 10 Jahren auf das Altenteil ging, wurde der Fischteich (für 100.000 Peso) verpachtet. Heute bringt die Vermietung 1,2 Mill. Peso¹⁷ im Jahr ein. Ein Ausdruck ihres Status' ist, dass allen Kindern eine Schulausbildung ermöglicht werden konnte. Es mussten dafür zwar einige Opfer erbracht werden, wie die Mutter erwähnt, größere Verschuldungen konnten aber vermieden werden. *Amang*, der Vater, erklärt diesen verbesserten Status durch harte Arbeit, Sparsamkeit und ein gutes soziales Netzwerk, auf das man in knappen Zeiten zurückgreifen konnte, und wo man auch zu niedrigen Zinsen Geld leihen konnte. Als Erfolg wird verbucht, dass einige der Kinder es dabei zu ansehnlichen „white collar jobs“ (Lehrer, Bank- und Verwaltungsangestellte) gebracht hatten.

Das Elternhaus wurde 1986 (nicht zuletzt mit Geldüberweisungen migrierter Kinder) zu einem Steinhaus renoviert mit Terrasse, großer *Sala* und 4 *Bedrooms*. Von der Terrasse betritt man die *Sala*, deren Funktion eine Mischung aus Wohn-, Repräsentations- und Empfangsraum ist. Entsprechend ist der Raum vor allem mit Sofa und mit wichtigen „Insignien des Erfolges“ wie Fotos von Hochzeiten, Goldener Hochzeit, Schulabschlussfeiern ect., Urkunden, Hifi, Video, TV und, *fridge* bez. *Ref*¹⁸ ausgestattet. Ein Hausaltar mit Heiligenfiguren, Jesusdarstellungen, Kerzen und Nippes rundet die Repräsentation einer Familienidentität ab. Die Besucherin, die sich auf dem blumenbedruckten Sofa niederlässt, blickt direkt auf ein Regal, wo die elektronischen Unterhaltungsgeräte neben Porzellannippes und – wegen des Staubes – in Plastik eingewickelten Stofftieren untergebracht sind. Ihr Blick schweift über eine barocke Wanduhr zu einer großen Abbildung von St. Nino, um die herum die fotografisch festgehaltenen Höhepunkte der Familiengeschichte inszeniert sind: Aus gerahmten Fotodarstellungen blicken die Kinder in der Schultracht der Graduierten, Hochzeitspaare, Familiengruppenbilder oder Familienmitglieder, fern der Familie auf irgendeinem Flughafen oder vor irgendeinem Hoteleingang schauen auf die Besucherin herab.

Im Haus wohnen sozusagen als stabile Einheit die Eltern *Amang* und *Inang* (Vater und Mutter). Bei meinem ersten Besuch übernimmt *Inang* eine überschwängliche Bewirtung und *Amang* die Konversation. Mit den Worten: „She is my first and last love. She is my only and last one. I will go with her, even to heaven“ stellt er uns seine Frau vor. Auch wenn mich diese pathetischen Worte an die überschwänglichen Grußkarten erinnerten, die vor allem am Valentinstag aller Orten zu kaufen sind, so bestärkten sie meinen ersten

17 Durch 6 Geschwister = 200.000 Peso jährlich für *Amang* und *Inang*. Bei einem Kurswert von 24 DM (1998) = ca. 8.000 DM

18 Während amerikanische Umgangssprache sich mit der Bezeichnung *fridge* auf einen Kühlschrank (refrigerator) bezieht, wird er in philippinischer Umgangssprache *ref* oder *pridyider* genannt. Der Gebrauch gerade solcher alltäglichen Wortschöpfungen dienen in der Diaspora als „Marker“ für „Philippinischum“ (vgl. auch Ignacio 1998).

Eindruck der Ehefrau als einer durch und durch präsenten Hausfrau – *maybahay* oder die „Königin des Hauses“, wie sie oft euphorisch bezeichnet wird.¹⁹

Weitere mehr oder weniger dauerhaft anwesende Haushaltsmitglieder sind die Tochter Lourdes mit ihren drei Kindern, ebenso wie die beiden erwachsenen Enkelsöhne Carlo und Norman, die Söhne der Tochter Nora. Als Lourdes nach Taiwan migriert, werden ihre Kinder, die zwischen 5 und 12 Jahre alt sind, hauptverantwortlich von *Amang* und *Inang* versorgt. Aber auch Carlo und Norman kümmerten sich um deren geregelten Alltag wie zum Kindergarten und in die Schule begleiten und wieder abholen, Hausaufgabenbetreuung u.ä.. Der Enkelsohn Carlo wuchs von klein an im großelterlichen Haushalt auf. Als er nach Schwierigkeiten in seiner Ehe den ehelichen (uxorilokalen) Haushalt für ein Jahr verließ, zog er wieder bei *Amang* und *Inang* ein, ebenso wie sein Bruder Norman, der nach einer Arbeitsmigration in einer anderen philippinischen Provinz bis zu seiner Verheiratung wieder bei seinen Großeltern lebte.

Kuyay Boy, der älteste Bruder

Im nahtlos anschließenden Haus (Hof, Zugang zum Fluss und „dirty kitchen“²⁰ sind gemeinsam) lebt der älteste Sohn Boy mit Frau und drei Schulkindern. Heute arbeitet er als Verwaltungsangestellter in der Provinzstadt, seine Frau versorgt einige Schweine und eine kleine Hühnerfarm. Boy heiratete relativ spät, da er Anfang der 80er für ein paar Jahre als *contract worker* (Vertragsarbeiter, Hilfsarbeiter auf dem Bau) nach Saudi Arabien migrierte. „*Kung may opportunity talaga nagaabroad ka!*“ (Wenn es eine Gelegenheit gibt, dann gehst du wirklich nach Übersee), kommentierte er knapp und bezeichnend die Bereitwilligkeit der Filipinos im allgemeinen und seiner Familienmitglieder im besonderen, sich in die Ferne aufzumachen. Damals war auch Paty schon aufbruchwillig und liebäugelte ebenfalls mit einer Arbeitsmigration nach Saudi Arabien. Der Bruder jedoch war nicht bereit, den Weg zu ebnen, mit dem Argument, dass dieses Land nichts für Frauen sei. Ganz offensichtlich wollte er nicht die Verantwortung für eine schwierige Emigrationser-

19 Studien über philippinische Familien- und Haushaltsstrukturen räumen den Frauen im häuslichen Bereich eine machtvolle und wichtige Stellung ein. Dabei wird besonders die Kontrolle über die Familienfinanzen betont (z.B. Castillo / Guerrero 1969, Jacobson 1979, Neher 1982, Szanton 1982, Trager 1984; vgl. Illo 1995a 1995b; siehe auch Anderson, Rees & Sardalla 1996: 1-69). Geschlechterordnung in Familien- und Haushaltsstrukturen wird in Kapitel 4 diskutiert.

20 Die Essenzubereitung (Reinigen und schneiden des Gemüses, Schlachten und Rupfen von Hühnern, Ausnehmen von Fischen), das Kochen (meist auf offenen Gasflammen) und der Abwasch geschieht in der „schmutzigen“ überdachten Küche außerhalb des Wohnbereiches. In bessergestellten Haushalten (wie der der Azurins) gibt es zusätzlich eine Küche innerhalb des Wohnbereiches (nach amerikanischem Vorbild) wo kleine Zwischenmahlzeiten (*merienda*), Snacks, Obst und Kaffee hergerichtet werden.

fahrung übernehmen (*ayaw ko maranasan niya ang pinagdaanan ko* – ich wollte ihr die Erfahrungen ersparen, die ich durchgemacht habe).²¹

„Ja dann ich habe gesagt, ich brauche nicht deine Hilfe. Ich gehen. Ich habe Prüfung gemacht (als Hebamme A.L.) ich gehen nach Singapur ..., oder Australien ...“ (erzählte Paty).

Ate Nora, die älteste Schwester

Ate Nora galt in der Familie als die „Kluge“ (*matalino*). Sie war motiviert für eine höhere Ausbildung, um deretwillen sie in die Hauptstadt Manila ziehen („migrieren“) musste, wo sie im Haushalt einer mütterlichen Tante lebte. Sie hat sehr früh mit 19 Jahren geheiratet, drei Kinder bekommen und kontinuierlich eine berufliche Karriere verfolgt. Als Carlo, der älteste Sohn geboren wurde, wuchs dieser im großelterlichen Haushalt auf, wurde von seinen Großeltern (die er *amang* und *inang* nennt) und seinen Tanten Tita Paty und Lourdes versorgt.

„Ate Nora, [hatte] keine Zeit, zum Mitgehen in die Schule. Ich dann mitgehen. Wie meine Kind [habe ich ihn behandelt]. Als er geheiratet, ich hab geweint und geschimpft,“ erinnert sich lachend Paty. (Febr. 1997)

Nora war zunächst Lehrerin und später im Erziehungsministerium für das Alphabetisierungsprogramm zuständig. Diese Tätigkeit ermöglichte ihr auch weltweite Dienstreisen. Heute lebt sie mit Mann und Enkelin²² im Einzugsgebiet von Manila, aber dennoch in der heimatlichen Provinz, nicht allzu weit (ca. 30 km) von der elterlichen Wohnung entfernt, und pendelt täglich im erstickenden Verkehr nach Manila.

Noras Mann hatte nie eine vergleichbare Karriere angestrebt. Ursprünglich aus wohlhabender Familie kommend, hatte er nach der Trennung seiner Eltern den vorgegebenen Weg (gute Ausbildung auf Privatschulen) nicht weiterverfolgt. Vater und Kinder erlebten durch die Trennung einen sozialen Abstieg. Es war die Mutter, die zu einem anderen Mann ging, Haus und Geschäfte blieben bei ihr, da der Wohlstand an die mütterliche Linie gebunden war. Noras Mann unterstützt als Hausmann die Karriere seiner Frau. Selbst jetzt, da die eigenen drei Kinder erwachsen und verheiratet sind, übernimmt er, ähnlich wie früher Carlos Großeltern, die Erziehung seiner ältesten Enkelin, die nur an Wochenenden im Haushalt ihrer leiblichen Eltern lebt. Als Schweine- und Hühnerzüchter und Fischzwischenhändler bezieht er Nebeneinkünfte.

Kuyay Eddy, der nächste Bruder, hatte sich in jungen Jahren als Seemann anheuern lassen, ein Modell der Arbeitsmigration, in dem ihm seine Neffen Carlo und Norman nacheifern wollten. Beide entschieden sich jedoch statt dessen für eine frühe Ehe. Heute ist Eddy verheiratet und Vater von fünf Kindern.

21 Zwischen 1970 und 1983 gehörte Saudi-Arabien zu den Haupt-Anwerbern philippinischer Arbeitskraft (vgl. Kap. 2).

22 Die erstgeborene Tochter ihres erstgeborenen Sohnes Carlo. (Zu Carlos Haushalt siehe weiter unten.)

„EIN GUTER MANN IST HARTE ARBEIT!“

Als „instructor“ (vergleichbar mit einem Berufsschul-Lehrer) ist er an einer technischen High School tätig. Eddy ist der einzige in der Azurin Familie, der sich der philippinischen Leidenschaft des Hahnenkampfes hingibt. Regelmäßig geht er zur Hahnenkampfarena (*sabongan*) und hofft auf den großen Wettgewinn. An solchen Orten kursiert sehr viel Geld, gehen große Summen durch die Hände der „Spieler“, werden Schicksale entschieden.²³



Abbildung 7: Kurz vor dem Hahnenkampf (Foto: A.L.)

Eine weitere Schwester, *Anna*, heiratete virilokal in eine andere Provinz. Sie arbeitete auf einer Bank, gab später aber die Arbeit auf, um sich ihrem Haushalt und ihren 4 Kindern zu widmen. *Ate Anna* wird von Paty als eine ruhige, zurückhaltende beschrieben:

„Freundlich schon, aber nicht ganz da. Nicht ganz da, nicht so wie Ate Nora und Lourdes. Ich und Anna a bissele (kichern) schleichen. Die Liebling von mein Vater ist eh Ate Nora und Lourdes. Aber jetzt de Lourdes ist so freck und Ate Nora hat geschimpft“ (Febr. 98).

Ate Lourdes schließlich ist, den Schilderungen Patys zufolge, die Lieblingstochter des Vaters und die „Sorgenschwester“ Patys: „Sie ist meine große Problem, nā, die Lourdes.“

23 Obwohl der Hahnenkampf ein zentrales Thema in der philippinischen Gesellschaft ist, wurde er bisher in der kulturen- und anthropologischen Literatur erstaunlicherweise noch nicht entsprechend sorgfältig bearbeitet. Zum Hahnenkampf (wie auch zur „gambling mentality“) ist mir bisher nur bekannt: Aguilar 1998, Guggenheim 1994 (siehe auch weiter unten Kapitel 4).

„Ja, weißt Du, Lourdes ist a bissele ... (kicher), sie ist a Lieblingstochter von mein Vater. Mein Vater gibts alles zu ihr. Geld ... jetzt sie hat schon drei Kinder, aber er gibt alles Lourdes. Ja, seine gute Tochter ist Lourdes, nä. Immer noch der beste. Ich bin die Jüngere. Von den Töchtern bin ich der Jüngste, dann der Dani, er ist der Jüngste. Lourdes die Dritte. Meine jüngste Bruder, dann ich, und dann der Lourdes. Aber, aber Lourdes ist, ehm, weißt du, wenn meine Vater geschimpft, Lourdes ist ruhig, kein Antwort, keine Ton, aber, aber ... Wir sind 7, aber wenn 6 Kinder hat mein Vater geschimpft, wir haben geantwortet. (Kicher). Aber Lourdes ist anders, keine Antwort, aber: ‚Geld Vater!‘“ (Wir lachen) (Jan. 1997).

Im familiären Gefüge scheint sie eine Bevorzugte zu sein, im gesellschaftlichen Ansehen jedoch weniger. Lourdes' drei Kinder sind von verschiedenen Männern. Keiner ist geblieben. Seit einigen Jahren lebt Lourdes mit ihren Kindern bei den Eltern und arbeitet als Sekretärin im Bürgermeisteramt.

Als ich Lourdes bei meinem ersten Aufenthalt kennen lernte, erlebte ich sie als eine „migrationsbegierige“ Frau. Sie war noch unentschieden, ob sie über die Vermittlung einer Cousine in Israel eine Arbeitsmigration nach Israel antreten, oder wie so viele aus ihrer dörflichen Nachbarschaft in das Nachbarland Taiwan migrieren sollte. Am liebsten, so offenbarte sie recht bald, wäre ihr jedoch eine Heiratsmigration nach Deutschland. Sie sei nicht mehr die Jüngste, hätte aber durchaus große Lust auf eine Ehe. In ihrer Lage, mit drei (unehelichen) Kindern, einen guten philippinischen Ehemann zu finden, wäre ziemlich schwierig. Als ich nach einigen Monaten nach Deutschland zurückkehrte, hatte sich Lourdes immer noch nicht für eine Arbeitsmigration entschieden. Statt dessen gab sie mir einige „Heiratsgesuche“ (Fotos und maschinengeschriebene Charakteristiken von sich und ihrem zukünftigen Ehemann) mit. Obwohl sie meine abwehrende Haltung kannte, forderte sie mich erstaunlich dringend auf, doch für sie tätig zu werden.

So bestätigte auch ihr Neffe in einem Gespräch, dass seine Tante weniger einen Job in der Ferne suche, sondern einen Ehemann. In einem anderen Gespräch mit dem Neffen äußerte er, ganz entgegen seiner sonst zurückhaltenden Art, seine Ungeduld und Scham gegenüber seiner Tante. Sein Ärger brach geradezu aus ihm heraus. Sie würde immer wieder Schande über die Familie bringen, in der ganzen Gemeinde würde man sich bei dem Namen Azurin nur angewidert wegrehen. Es gäbe fast niemanden, der ihr nicht Geld geliehen hätte und kaum jemand hätte sein Geld wiedergesehen. Sie sei eine „Swindler“, dafür sei sie bekannt. Würde man sich aber *Amang* oder *Inang* gegenüber kritisch zu Lourdes äußern, dann würde einem der Mund verboten, dann würde *Amang* indes den Kritiker selbst zurechtweisen.

Anschließend Gespräche mit Paty (in Deutschland) machten das ambivalente, rivalisierende Verhältnis der beiden Schwestern deutlich. So hatte nicht nur Lourdes Paty immer wieder um die Vermittlung einer Heiratsmigration gebeten. Und Paty rang immer wieder mit ihren widerstreitenden Gefühlen, auf der einen Seite das Leben ihrer Schwester unterstützend begleiten zu müssen, und dem Bedürfnis auf der anderen Seite, für diese unzuverlässige Schwester keine Verantwortung übernehmen zu wollen:

„EIN GUTER MANN IST HARTE ARBEIT!“

„... aber ja ich bin mit der Lourdes ... kein Vertrauen in Lourdes. Vor allem sie ist meine Schwester, ich kenne schon ...“

Als die Spannung mit ihrer Schwester Lourdes erst einmal angesprochen worden war, kam sie immer wieder in unseren Gesprächen darauf zurück:

„Ich hab gesagt: ‚Ich will auch der Lourdes nach Deutschland holen!‘“

„Du willst sie jetzt auch nach Deutschland holen?“

„Nein, aber mag schon, aber mit der Lourdes, weißt du, ich bin nicht ganz so, Lourdes ist so ein Temperament, so ... In Deutschland das ist anders so ... (lacht). In Deutschland da muss [man] brav sein“ (lacht) (Febr. 1998).

In einem anderen Gespräch räumte sie ein, dass sie nicht grundsätzlich gegen die Vermittlung einer Heiratsmigration sei. Warum sollen nicht andere auch so Glück haben wie sie selbst und sie scheue auch nicht grundsätzlich die Verantwortung einer solchen Vermittlung. Im Falle von Lourdes schienen ihr aber die Probleme unausweichlich, und sie wollte ganz offensichtlich Distanz.

„Mein Mann [wurde] gefragt, so viele deutsche Männer [hätten ihn] gefragt, wenn Freunde, [oder] meine Schwester ... heiraten [wollten]. Ich habe gesagt: ‚Nein!‘ ... Ich habe gute Ehe, nā. Ich habe schon gesehen, dass ganz anders ist Philippinen zu Deutschland, nā. ... Ich habe schon geholfen zu Pilipina Frau, aber ich hab gesagt, jetzt ich mag nicht [mehr]. Aber eine andere Freundin hat eine Verwandte, und die hat schon [wurde schon vermittelt], klappt schon, nā. Verwandte und Bekannte Aber ich mag nicht, nā. Ich habe Angst. Und dann, wenn nicht gut geht, ist meine Schuld, nā“ (Febr. 1997).

Als Lourdes später schließlich doch nach Taiwan migriert war und sich mit vielen Problemen konfrontiert sah, reflektierte Paty noch einmal ihre abwehrende Haltung legitimierend:

„Sie hat auch gesagt: ‚Ich will nach Deutschland!‘ Der Lourdes. Schon lange her. Aber, aber, viele Leute hat gesagt ... Viele Männer hat mir gefragt, ob ich habe Freundinnen oder Freundin oder Schwester oder Cousine. Deutsch Mann hat zu mir gefragt, nā. Aber ich habe Angst. Einmal, wenn wir sind in Nordsee. Zwei Männer hat gefragt, wenn ich zurück zum Bangkok oder Philippinen, they will so Asiatin heiraten. Scheene Männer, so jung. Hat gesagt, they hat a Restaurant. Hab gesagt, ‚Papa (ihr Mann A.L.), Stelle for Lourdes‘ (lacht). Hat er gesagt: ‚Unsinn, sie kann gleich zu uns kommen.‘ Angst wegen der Lourdes, [dass es dann wieder] hat Probleme. [Wenn sie dann] kommt zu uns ..., Lourdes ist meine Schwester, sie allein, sie ist a bißele ... Weil die is schon vorbei ..., die is schon, na ja ...“ (Febr. 1998)

In diesen Auszügen formuliert Paty nicht nur die konkrete ambivalente Beziehung zwischen ihr und ihrer Schwester, sie spricht auch generell die Schwierigkeiten an, die mit einer Heiratsmigrationsvermittlung verbunden sind.

Was im öffentlich-rechtlichen Diskurs, ebenso wie in bestimmten journalistischen oder feministischen Diskursen als Frauenhandel²⁴, „Mail-Order-Marriage Business“²⁵, neuer Sklavenmarkt²⁶ oder „trafficking in human flesh“²⁷

24 Als Auswahl: Tübinger Projektgruppe Frauenhandel 1989, Launer 1991, Ackermann/Filter 1994, Renschler 1987, agisra 1990, Lipka 1985, s.a. Beer 1996.

25 Samonte & Carlots 1995

26 Schmidt 1985

angeprangert wird, scheint im informellen Beziehungsnetzwerk philippinischer Migrantinnen beinahe so etwas wie normale Realität zu sein: Die Anfragen um eine Heiratsvermittlung werden von beiden Seiten (der deutschen und philippinischen) an Filipinas herangetragen, und kaum eine meiner Gesprächspartnerinnen konnte sich diesen Erwartungen entziehen.

Die Bandbreite der individuellen Reaktionen jedoch ist vielfältig und verfolgt verschiedene Interessen. Während einige deutsch-philippinischen Paare durchaus in einem professionellen und semi-professionellen Rahmen an Heiratsvermittlungen verdienen wollen²⁸, versuchen andere ihr ganz persönliches Netzwerk mitzugestalten. So vermittelte z.B. Lore nach einer eigenen Probezeit von drei Jahren ihre beiden jüngeren Schwestern an zwei Brüder ihres Mannes, ebenso wie eine Cousine an einen Freund der Familie. Und Aurelia, eine andere Gesprächspartnerin, folgte einem ähnlichen Muster, indem sie drei Cousins und zwei jüngere Schwestern nicht nur nach Deutschland, sondern in ihre unmittelbare Nachbarschaft vermittelte.

Solche verwandtschaftlichen Netzwerke über geographische und kulturelle Grenzen hinweg können sich als tragende Bande erweisen, wie es auch das Beispiel von Maria und ihren beiden Cousins zeigt. Maria kam vor 15 Jahren (über die Vermittlung ihrer besten Freundin) und vermittelte ihrerseits ihre beiden Cousins an Freunde ihres Mannes. Alle drei Ehepaare haben 1995 die gemeinsame Rückkehr in das Heimatdorf der Frauen angetreten. Mit Erspartem und den Renten ihrer Männer wollten sie ein kleines Strandressort in ihrem heimatlichen Fischerdorf betreiben. So wie die Frauen sich in Deutschland gemeinsam gestützt hatten, wagten sich die drei Ehemänner als Verbündete in die Fremde. Dabei organisierten die Paare ihr Leben als ein Pendeln zwischen den Kontinenten.²⁹

Patys Furcht, sich mit einer Heiratsvermittlung eine belastende Verantwortung und krisenanfällige Beziehung aufzuhalsen, findet in der philippinischen *community* mehr als genug Vorlagen. Migrationen werden als erfolgreiche und nicht-erfolgreiche verhandelt. So kursierten auch über enttäuschte Projekte und heftige Schwesternzerwürfnisse zahlreiche Geschichten.³⁰

Lourdes entschloss sich schließlich (Ende 1996) zu einer Arbeitsmigration (als Hausangestellte) nach Taiwan. Die dazu notwendigen Kosten von 40 000

27 Asiaweek April 1983, Vleuten 1991

28 Vgl. Beer 1996, Samonte/Carlota 1995, Niesner u.a. 1997: 70ff. Siehe auch Kapitel 5, Gina und Rainer Müller, deren „Geschäfte“ allerdings eher zu Schulden, denn zu Gewinnen führten.

29 Gedächtnisprotokolle Maria 1993. Sommer 1999 traf ich Maria zufällig wieder. Sie verkaufte am Markt-Stand einer Cousine – einer mit einem deutschen Gemüsehändler verheirateten Filipina – Gemüse. Dieses Mal wolle sie auf jeden Fall bis Dezember in Deutschland bleiben. Nach ihrem letzten Besuch in Deutschland vor drei Monaten war ihr Mann – wieder zurück auf den Philippinen – gestorben. Sein Herz hatte ihm zu schaffen gemacht. Für Maria stand zweifellos fest, die „Germany-Connection“ aufrechtzuerhalten.

30 Siehe in Kapitel 5 z.B. das Zerwürfnis von Sally und ihrer Schwester.

Peso an die Arbeitsvermittlungs-Agentin stellte *Amang* bereit, der wiederum eine hohe Summe bei seinem Enkelsohn Carlo einforderte. Nach drei Monaten, und ohne die Ausgaben hereingewirtschaftet zu haben, kehrte Lourdes zurück. Die Gründe ihrer Rückkehr kristallisierten sich schließlich den Familieneingehörigen heraus, durften aber nicht offen ausgesprochen werden.

„Ja, aber ich hab geschrieben. Ich hab gesagt: ‚Ate (Schwester) du bist 40 Jahre alt. Du musst noch Mal [einen] Anfang [versuchen]. Du hast [bisher] so viele Probleme gegeben an unsere Eltern. Ahh, immer Geld, immer Geld. Seit 18 oder 19 [Jahren] immer Geld, immer was gewollt zu meine Eltern.‘ ... Aber weißt du, der Lourdes ist ‚one-day-millionaire‘. Sie denken nicht, was nächste Tag oder morgen, weißt du. Ich hab geschrieben: ‚Du bist schon alt genug, nā und du bist nun in andere Land. Musst du a bisschen [überlegen] was ist Geld, oder was ist andere Leute [und wie das mit deinen Bedürfnissen] zusammengehen. Kannst du schon vertrauen ...‘ aber der Lourdes, die ist zu schnell vertrauen. A bisschen darf man net gleich so einmischen Hab gesagt: ‚Wenn du noch mal verliebst, nicht so viel im Herz, mehr im Kopf. Mehr im Kopf, alle beide sammeln, nā. Aber [du] hast schon drei Kinder. Du Kopf, so wenig Kopf. Wegen for die Zukunft deiner Kinder, nā“ (Febr. 1997).

Was die Eltern auf keinen Fall hören wollten, wurde in der Familie und der Nachbarschaft mit vorgehaltener Hand geklatscht (*magtsismis*): Lourdes musste die Arbeitsstelle als Hausangestellte (Maid) so überstürzt verlassen, weil die eifersüchtige Hausherrin sie keinen Tag länger in ihrem Haushalt dulden wollte.

Mit einem neuen Namen³¹, einer neuen Identität und weiterem Startkapital, das sie dieses Mal aus ihrem Bekanntenkreis zusammenleihen musste, machte sich Lourdes drei Monate später erneut in eine Hausangestellten-Stelle nach Taiwan auf. Dieses Mal ist sie fest entschlossen, wenigstens ein bis zwei Jahre unauffällig durchzuhalten, und von den 15.000 Peso Monatsgehalt mindestens 5.000 Peso monatlich nach Hause zu schicken. Mit Parolen und Merksätzen ihrer migrationserfahrenen Geschwister und Freunde wird sie zum Durchhalten aufgefordert, und es werden ihr die wichtigen materialistischen Motivationen der Migration vor Augen gehalten: *Isang suwelduhan mo lang, makakabili ka na ng mga kailangan mo* – mit nur einem Gehalt kannst du alles kaufen, was du brauchst. *Pag naho-homesick ka, iniisip na lang mo ang dollar na mawawala. Kaya pag-suweldo na, wala na ang homesick* – Wenn du Heimweh hast, denke nur an die Dollar, die du verlieren würdest. Kommt der Zahltag, verschwindet das Heimweh. *Hindi habang panahon narito ka* – Du wirst nicht das ganze Leben dort sein. *Magiging mas responsable ka* – Du musst verantwortungsvoller werden. Oder: *Ganoon ang takbo ng buhay* – so ist der Lauf der Dinge – im Ausland ist man auf der unteren Stufe – *siyempre ang mga iba ang may-ari ng negosyo at kami ang nagtatrabaho*. Oder: In der Migration braucht man *tibay ng dibdib, lakas ng loob* – Stärke.

Kuyay Dani, der jüngste Bruder lebt mit Frau und drei Kindern in unmittelbarer Nachbarschaft von *Amang* und *Inang*. Er arbeitet bei den Strom- und Wasserwerken der Provinz. Seine Frau hat eine gut bezahlte Stelle bei der Pro-

31 Da sie angeblich auf einer „schwarzen Liste“ stand.

vinz-Bank. Ihr Haushaltseinkommen ist solide und angemessen. Zwei Hausangestellte (*katulong* – Helferin und *yaya* – Kindermädchen, eine davon ist die Tochter einer Cousine) versorgen Kinder und Haushalt. Die Kinder besuchen Privatschulen – eine höhere Ausbildung für alle drei ist vorgesehen.

Als Paty sich damals sehr hartnäckig (*matigas ng ulo*) auch gegen verschiedene Widerstände für eine Migration entschlossen hatte, war es schließlich ihr Bruder Dani, der den Weg nach Deutschland vorbereitete. Seine Schwiegertante (mütterliche Tante seiner Frau) lebte bereits in Süddeutschland. Sie war als ausgebildete Krankenschwester in den 70er Jahren mit einem sogenannten Gastarbeitervertrag eingereist – Krankenpflegekräfte waren zu der Zeit besonders gefragt – und geblieben.³² Diese Tante ist mit einem deutschen Mann verheiratet und war nicht nur für Paty eine Migrationsvermittlerin: zwei Cousins und einer Schwester der Schwägerin ebnete sie ebenfalls den Weg nach Deutschland. Diese Kettenmigration³³ setzt sich bis heute fort: 1998 feierten jene gerade erwähnten Hausangestellten aus des Bruders Haushalt eine Doppelhochzeit mit ihren deutschen Ehemännern auf den Philippinen und rüsteten sich eine Woche vor unserer eigenen Rückreise aufgeregt unternehmungslustig für ihren neuen Lebensabschnitt nach Deutschland. Fast die ganze Hochzeitsgesellschaft war mit angeheuerten Jeepneys zum internationalen Flughafen Manilas gefahren, um dort, wie viele andere Familien auch, einen tränenreichen und aufmunternden Abschied zu zelebrieren.

Danis Frau Vicky trug sich 1998 ebenfalls mit Migrationsgedanken. Sie dachte dabei an einen zweijährigen Arbeitsvertrag in Taiwan, um – so die of-

32 Seit Mitte der 1960er Jahre kamen Frauen aus den Philippinen und Südostasien im allgemeinen als Krankenpflegerinnen in die Bundesrepublik Deutschland. Mit befristeten Arbeitsverträgen sollte dem Pflegenotstand in deutschen Krankenhäusern begegnet werden. Viele der „schwebenden“, „sanften Engel“ oder „Lotusblüten“ blieben (vgl. Simon 1985). Zur Lebensgeschichte dreier philippinischer Krankenschwesternmigrantinnen siehe auch Broekmann 1993, zur Geschichte südostasiatischer Krankenschwestern in Deutschland siehe auch Stolle 1990; Süllwold 1990 zit. nach Broekmann 1993.

33 Mit *chain migration* wird in der Literatur eine Migrationsform bezeichnet, bei der einzelne PioniermigrantInnen den Migrationsweg ebnen und nachfolgenden MigrantInnen helfen, sich niederzulassen (und Arbeit zu finden). Der Begriff „chain migration“ wird bereits in einem Bericht des Commission-General der USA von 1907 erwähnt, in dem es heißt, dass in den Vereinigten Staaten etablierte Migranten durch briefliche Werbung in ihre europäische Heimatgemeinden weitere Personen zur Auswanderung veranlassen und auf diese Weise ‚Glied an Glied‘ zu endlosen ‚Wanderungsketten‘ geschmiedet würde (vgl. Report of Commission-General, 1907. Washington, S. 60, zit. in v. Delhaes-Guenther 1984: 134). Mit der Zeit entstehen weitverzweigte Netzwerke. So wird z.B. ein Stadtteil in der Laguna Provinz, Philippinen – der District St. Rosa der Stadt Alaminos – „Italian Village“ genannt. Dieser Spitzname nimmt Bezug auf ein vitales Migrationsnetzwerk zwischen St. Rosa und Italien. Angeblich arbeitet aus fast jedem Haushalt eine Frau in Italien im informellen Sektor (persönliches Gespräch mit Illo, University of Ateneo Manila, vgl. auch Caces 1987, Fawcett 1989; zu Migrationsnetzwerken siehe weiter unten).

fizielle Begründung – die teure Schulausbildung ihrer Kinder abzusichern (*para sa kinabukasan ng mga bata* – für die Zukunft der Kinder). Paty, die offensichtlich gute Vermittlungskontakte auch nach Taiwan hat, erzählte von einem Telefonat mit ihrer Schwägerin:

„Meine Schwägerin, die will auch nach, ahh Taiwan. Meine Schwägerin, ahh die Frau von meine kleinste Bruder, will auch fort. Sie beide verdienen so scheene. Aber drei Kinder. Ahh, my Bruder a bißale frech, nä – (sie lacht). My Bruder verdienen auch so scheene, in Meralco gearbeitet.“

„Und trotzdem will sie weg?“

„Trotzdem will sie ehheh ... nein, es ist a bißel ... drei Kinder und Privatschule ehheh ... (ahah) Vor zwei Wochen [hat sie] mich angerufen, sie will nach Taiwan, wegen mei Bruder ist so und so ...“

„Wie ist der Bruder?“ (frage ich lachend)

„Dani?“ (mhmh) „ahmm ... ahmm ... soooo ... ahh andere Frau (ahah) weißt du, sooo, aber aber (lacht). Ich hab nicht erlebt ... ehheh, ich habe zwei Freunde gehabt ... ahh, aber nicht so ... ehheh. Bei Pilipinos ist das sooo. Sie will das nicht sehen ...“³⁴

„Und deswegen ist sie jetzt auch bereit, wegzugehen ... ?“

„Ja, deswegen auch.“

„Und die Kinder, wer kümmert sich um die?“

„Der Bruder von meine Schwägerin. Aber erst, ehheh sie geht erst im Januar.“ (Feb. 98)

Emotional bedrängende, konfliktreiche Beziehungen wurden häufig von meinen Gesprächspartnerinnen als Katalysator für Migrationsentscheidungen genannt. Speziell der Diskurs über die „Geliebte“ ist auch für die Analyse der Heiratsmigration relevant. Für viele Heiratsmigrantinnen bedeutet die Heiratsmigration u.a. ein Ausstieg aus dem triadischen Beziehungsnetz des *Querida*-Systems, in dem sie die Rolle der *querida* eingenommen hatten.³⁵

Die Migration im allgemeinen – bzw. die Heiratsmigration im besonderen – wird in einem emotional bedrängenden Kontext als Zäsur, als ein Aufbruch in einen neuen Lebensabschnitt inszeniert. Getragen von der Vorstellung, auch den Problemen entkommen zu können, lassen sich die für den Aufbruch nötigen Energien mobilisieren und der Traum vom besseren Leben träumen. Das allgemein vorherrschende (Migrations-)Argument der ökonomischen Verbesserung dient dabei häufig als überzeugende („ideologische“) Entschuldigung angesichts der Tatsache, dass mit der Migration auch ganz real die Funktionsfähigkeit eines Haushaltes auf die Probe gestellt und riskiert wird, und dass unartikulierte oder unartikulierbare Motive ein wichtiger Motor dahinter sind.

„Personal and other motives which Ilocano culture does not always articulate is sometimes expressed through the idiom of economic improvement. Only this excuse

34 Hier spricht Paty an, was in der Literatur als ‚querida-system‘ verhandelt wird: „[...] keeping a woman outside marriage is so widely practiced that it transcends social class and ethnolinguistic differences, even though it is against the church’s teachings“ (Yu & Liu 1980: 179). (Siehe auch weiter unten Kapitel 4).

35 Vgl. hierzu auch Kapitel 4 die Geschichten von Delia *Ich wollte ein verheiratete Frau sein* und Girley *He was my fate*.

justifies that a mother may leave her children, that a wife may nag her improvident husband or that a single woman may travel abroad“ (Pertierra 1992: 143).

Auch in Patys lebensgeschichtlichen Erzählungen wird eine biographische Krise, eine „unglückliche Liebe“, als migrationsmobilisierend genannt.

Patys Aufbruch

Paty entschied sich im Einvernehmen mit den Eltern für die Ausbildung zur Krankenschwester, was auf den Philippinen eine 4-jährige schulische Ausbildung an einem College nach U.S.-amerikanischem Muster mit dem Abschluss als „Bachelor of Science of Nursing“ umfasst. Da für das Diplom zur Hebamme eine kürzere Ausbildung ausreichte, legte sie ihre Prüfung für den Hebammenberuf ab. Damit hatte sie gezielt eine Ausbildung angestrebt, von der bekannt war, dass es auf dem internationalen Arbeitsmarkt eine große Nachfrage dafür gibt.³⁶ Während die Ausbildung auf den Philippinen eine kostspielig aufwendige ist, ist die anschließende Gehaltsstufe eine relativ unattraktive.³⁷

Zusammen mit ihrer besten Freundin, mit der sie gemeinsame Erfahrungen auf der Schule und später bei ihren ersten Stellen im Krankenhaus teilte, träumte sie von dem Aufbruch in die große Welt. Ihre Freundin zog schließlich nach Amerika und heiratete in New York einen Filipino. Paty verstrickte sich in eine komplizierte Liebesgeschichte und sah nur noch in der Migration einen Ausweg. So war sie mit einem besitzergreifenden Mann verlobt, dessen einengende Eifersucht sie kaum ertragen konnte. Statt ihn zu heiraten, distanzierte sie sich, schaute sich nach Alternativen um und fürchtete um so mehr seine gewalttätigen Ausbrüche.

„Wie viele Jahre warst Du verlobt?“

„Lange. Ich bin erst, weil er so eifersüchtig, ich bin erst, bin erst, bin ... aber ich habe noch andere Freund. Ich hab zwei. Der eine Mann, den anderen habe ich nicht ganz so gemocht, nā. Aber ich habe, ich hab erst, ahhh, leftturn gemacht, nā (lacht). Weil so eifersüchtig, so, ich will, ich bin, ich will soo Vertrauen. Macho er, ich will, dass er vertraut.“

„Und dann hat er sich entschlossen, nach London zu gehen?“

36 Wegen der großen ausländischen Nachfrage nach Pflegepersonal stieg auf den Philippinen die Zahl der Krankenpflegeschulen zwischen dem zweiten Weltkrieg und 1980 von 17 auf 130 (Süllwold 1990: 71, zit. nach Broekmann 1993).

37 Der Lohn einer Krankenschwester betrug auf den Philippinen 1988 monatlich zwischen 2.102 Pesos (US \$ 142) und 4.786 (US \$ 219). Im Vergleich dazu verdiente eine Krankenschwester in den USA zwischen 2.000 und 3.000 Dollar monatlich. Die Lebenshaltungskosten einer Familie mit fünf Personen lagen zwischen 9.650 Pesos in der Hauptstadt und 2.368 auf dem Land (zit. nach Broekmann 1993: 46). Die Zahl der nach Deutschland eingewanderten Hebammen war größer als die der Krankenschwestern. Wegen der kürzeren Ausbildungsdauer wurden sie in Deutschland als Krankenpflegehelferinnen mit niedrigerem Gehalt eingestuft (ibid.).

„EIN GUTER MANN IST HARTE ARBEIT!“

„Nein, jaa, nein, noch nicht, noch nicht. Er hat zuerst mich erwischt zu Hause, da kam der andere zu Besuch. (aha) Und dann wollte er heiraten und so, aber Amang war dagegen.“³⁸

Nachdem Paty ihn als zu dominant, übertrieben eifersüchtig und „macho“ in die zweite Reihe verwiesen hatte, folgte der Ex-Verlobte dem Ruf einer Filipina nach London – einer Migrantin aus der ersten Krankenschwestergeneration der 60er. In einer Heirats-Migration erhoffte er sich möglichst großen Abstand, sozialen Aufschwung und Rehabilitierung seines verletzten männlichen Egos. Eine andere Frau sollte ihn heiraten und ein Leben im reichen Westen ermöglichen. So ließ er seine zögerliche Verlobte Paty zurück, mit der Bitte, keinen anderen zu heiraten, da er sie nach einer schnellen Scheidung nachholen würde.

„Und mein Verlobter hat zu mir geweint, hat gesagt: ‚Ich heirate Frau, wegen, ich will nach London.‘ Und dann ich habe gesagt: ‚Und was ist dann bei mir?‘ Er hat gesagt: ‚Du darfst nicht heiraten, ich hol dich ab. Das ist versprochen.‘ Aber meine Schwester hat geschimpft: ‚Nein, brauchst du nicht, er hat schon a pilipinische Frau und willst du noch weiter mit diese Mann?‘ Und dann ich habe gscheit geweint. War verletzt ...“

Diese Zurücksetzung wollte nun Paty ihrerseits nicht passiv wartend hinnehmen, ihre Aufbruchträume präzisierten sich in konkrete Pläne. Sie dachte nun jeden Tag an eine Migration.

„Jeden Tag, jeden Tag, aber, keine Meeglichkeiten mehr zu Hause. Ich habe Angst dass ich kriege keinen anderen Mann ...

Amang hat gesagt, bleib paar Jahre bei uns.“

„Und dann bist Du aber trotzdem gegangen?“

„Jaaaa. Bevor ich nach Deutschland ging, Amang war dagegen. Ich will erst in Australien, Saudi, ich will erst in Singapur. Aber Amang hat immer gesagt: ‚nein, nein, nein.‘“

Die Furcht vor einem unverheirateten Dasein im Haushalt ihrer Eltern, eine Rolle, die der Vater entsprechend dem philippinischen Wertekanon für sie vorsah, ließ sie „dickköpfig“ (*matigas ng ulo*) jede Ausbruchsmöglichkeit prüfen. Schließlich tat sich über ihres jüngsten Bruders Schwiegerfamilie ein realistischer Weg auf. Der Bruder übernahm in Absprache mit der (Schwieger)-Tante in Deutschland die ganzen bürokratischen Vorbereitungen für ein zunächst drei-monatiges Touristenvisum nach Deutschland.

„Ja, ich habe schon auch geweint und ich nicht weiß, was machen. Ja, in Deutschland, soll ich heiraten oder arbeiten. Wegen ich als Tourist, nā. Mein Bruder, der Dani, hat alles gemacht, meine Papiere. Von Anfang an alles schwer. Auch meine Schwester Nora hat schon gewusst: ‚Dann du heiraten, dann du kannst gleich arbeiten, ne.‘ Dann mein Freund (der Ex-Verlobte) hat geheiratet, und mein Bruder hat schon gleich gemacht meine Papiere nach Deutschland.“

„Du bist nach Deutschland gekommen, und dann hast du erst Karl kennen gelernt?“

38 Dieses und alle folgenden Zitate: wörtliche Gesprächstranskriptionen August 1998.

„Ja, zuerst zu meine Tante. Die Tante von mein Schwägerin. In Ockersheim zuerst.“

Als die drei Monate abgelaufen waren, stand ihre Rückreise an. Über ein Zeitungsinserat lernte sie schließlich ihren Mann Karl kennen. Sie erzählte von ihrer ersten Begegnung und wie sie den schüchternen, schweigsamen Mann offensichtlich beeindruckt hatte.

„Karl hat [gedacht]: ‚Ah eine hiebsche Frau.‘ (Lachen) Und dann er hat zu mir angerufen, [bzw.] zu der Tante, und ich habe [zu ihr] gesagt: ‚Aber wenn die schimpfen und schreien, ich gehe sofort weg.‘“ (Lachen)

Ihre Erfahrung mit dem jähzornig eifersüchtigen Ex-Verlobten hatte ihr ihre Ansprüche an einen Ehemann bewusst gemacht. Sie erwähnte immer wieder, wie enttäuscht sie war, dass dieser Mann ihr nicht vertrauen konnte, sondern übertrieben eifersüchtig über ihr ganzes Leben wachen wollte.

„Ich habe Angst damals, dass ich einen Fehler gemacht, dass eh hh er mich ersticht, oder eh hh ... Eifersüchtig immer ...“

Ihrem Mann Karl erzählte sie in der knappen Kennlernphase, die ihnen noch blieb, von ihren Erlebnissen und Erwartungen.

„Er weiß schon, dass ich, dass ich bin frech (lacht). Aber ich hab gesagt: ‚Ich bin frech.‘ Ich habe gesagt: ‚Wenn ich bin geheiratet, ich will keinen macho!‘ Wenn ein Mann ist so eifersüchtig, ist eifersüchtig auf etwas, du hast nicht gemacht und vielleicht eh hh solche Gedanken, eh hh keine, keine Geduld oder, ich mag so was nicht. Ich hab erst kennen gelernt mein Mann, ich habe noch kein Deutsch gekannt, aber ich habe Wort im dictionary [gesucht], dass ich will Vertrauen. Vertrauen war erstes wichtiges Wort, ich will Vertrauen ...“

„Ja, ich hab gesagt zu mein Mann: ‚Wenn du bist genauso [wie der Ex-Verlobte], wir sind drei Tage verheiratet, wir sind gleich geschieden.‘ Und er lacht, hat gesagt: ‚Das glaub ich schon.‘“ (Wir kichern herzlich)

Anlass für ihre ausführliche Lebensrückschau war ein Besuch der Familie Frank in London bei einem Neffen Patys. Dieser Neffe war vor drei Jahren, ähnlich wie ihr Exverlobter, auf einen vermittelten Briefkontakt hin nach London heiratsmigriert.

„Mein Neffe in London, nä, seit drei Jahre ist verheiratet mit einer Pilipina, [die] 40 Jahre alt [ist]. Sie lebt schon 12 Jahre in London und hat ihn geholt. Sie haben nun ein Kind. Aber weißt du, in London gibt es so viele Frauen, die heiraten Pilipino Männer, sie holen a Pilipino Männer von den Philippinen. Umgekehrt [wie bei mir]. Aber pilipinische Frauen. Viele sind schon alte pilipinische Frauen, nä. Und junge pilipinische Männer. So kann man schon sagen.“

Sie hat damit ein interessantes Phänomen männlicher philippinischer Heiratsmigration angesprochen, das bisher wissenschaftlich noch überhaupt nicht reflektiert wurde: Immer mehr philippinische unverheiratete (oder verwitwete) Migrantinnen, die sich ökonomisch etabliert haben, suchen nun ihrerseits philippinische „mail-oder-bridegrooms“ und ermöglichen damit jungen Männern mittels Heirats-Migration einen soliden Aufenthalt „abroad“. Dabei handelt es sich ganz offensichtlich nicht (nur) um sogenannte Scheinehen. Abgesehen davon, dass Migrationsforschungen einen großen Nachholbedarf bezüglich

der Kenntnis weiblicher Migrationsstrategien haben, wurde die geschlechtsspezifische Perspektive eines solchen Migrationsmusters bisher immer nur umgekehrt verhandelt: Es sind die Männer, die arbeitsmigrieren und es sind die Frauen, die heiratsmigrierend dem Ruf der Männer folgen (vgl. z.B. Wolbert 1984).

Nach meinen eigenen Forschungsbeobachtungen handelt es sich bei dem Phänomen des „mail-order-bridegroom“, des Bräutigams auf Bestellung um eine Dynamik, bei der zum einen ursprüngliche Heiratsmigrantinnen, die inzwischen jedoch verwitwet und relativ gut etabliert in Deutschland leben, für junge philippinische migrationswillige Männer zu attraktiven Ehepartnerinnen werden. Zum Anderen sind es Frauen, die in den 1960er/70er Jahren als Krankenschwestern in den Westen „arbeits“migriert sind, hart für ihre ehrgeizigen Ziele gearbeitet haben und die Zeit für eine eigene Familiengründung beinahe verpasst haben, die sich nun philippinische Ehemänner holen (*kuha*).

In diesem Zusammenhang ist zum Beispiel auch ein autobiographischer Bericht von Corazon aufschlussreich, der sich mehr oder weniger explizit an migrationswillige philippinische Frauen wendet. In ihm kommt zum Ausdruck, welche Stärke, Genugtuung, aber auch welche Opfer die Arbeitsmigration für sie bedeutete. Solche Erfahrungsberichte sind Bestandteil des alltäglichen Migrationsdiskurses auf den Philippinen und in der philippinischen *community* in der Migration und geben häufig die Folie für eigene Migrationsphantasien ab:

Nachdem sie die Stationen ihrer Odyssee aufgezählt hat, die jeder Leserin Respekt abverlangt, angesichts der Selbstdisziplin, des Ehrgeizes und der schließlich erreichten sozialen Position, kommt sie zu folgendem Schluss:

„Ich bin erfolgreich in der Weise, dass ich mein Ziel erreicht habe, aber ich habe auch eine Menge dafür aufgeben müssen: Meine Jugend, die Freude, mit meiner Familie sein zu können, die Aussicht auf eine Heirat und eine eigene Familie, der Verlust, meiner eindeutigen Identität als Filipina. Bin ich nun noch philippinisch? Physisch bin ich immer noch dasselbe dunkelhäutige Mädchen, das vor 13 Jahren die Philippinen verließ. Ich bin in vielerlei Hinsicht verwestlicht, ich fühle mich Deutschland und den Philippinen zugehörig. Nennt man das den Erfolg einer Migrantin? So ist mein Rat an alle, die eine Bewerbung für Saudi Arabien oder sonst wo in Übersee, ausfüllen wollen: Bedenkt, was ihr aufgibt im Tausch für diesen Traum. Nicht nur die Armut, sondern auch eine Familie. Ich bin sehr erfolgreich, aber meistens doch sehr einsam. Ich sehne mich nach der Freude eines Familienlebens, nach engen Freundschaften in meinem Mutterland.“³⁹

Das Leben in der Migration hat ihr einen sozialen und ökonomischen Aufstieg ermöglicht. Sie hat ihre philippinische Familie mittels ihrer Überweisungen an diesem Aufstieg teilnehmen lassen und dafür ein hohes Prestige im philippinischen Kontext erhalten. Dieses große Engagement für ihre philippinische Fa-

39 Frei übersetzt nach einem Compendium von „aktuellen und wirklichen Geschichten“: *Paano ba ang mabuhay sa ibang bansa?* – Wie ist das Leben in einem anderen Land? Zusammengetragen von Anthony Paganoni, Scalabrinians, Quezon City 1986, in denen zahlreiche solcher und anderer Bekenntnisse nachzulesen sind.

milie ließ sie trotz physischer Präsenz in Europa gedanklich und emotional viel auf den Philippinen weilen. Die Suche nach einem philippinischen Ehemann scheint dann durchaus naheliegend zu sein, zumal auf den Philippinen genug aufbruchwillige Männer warten.

An dieser Stelle mag noch einmal nachvollziehbar sein, warum die Heiratsmigration als *eine* Migrationsstrategie für viele Frauen eine gewisse Attraktion ausübt, lässt sie doch zunächst die Option offen, mehrere, sich zunächst ausschließende Ziele, zusammenzubringen: ein prestigeträchtiger, sozialer Aufstieg, die Unterstützung der philippinischen Familie *und* die Gründung einer eigenen Familie.

Heiratsmigration hat nicht einfach nur mit Heiratsabsichten zu tun, auch wenn der Heiratswunsch ein wichtiges Motiv für die Migration ist. Sie ist ein Phänomen, das im Kontext umfassenderer Prozesse der Mobilisierung weiblicher (und nicht nur weiblicher) Arbeitskräfte in unterschiedlichen sozioökonomischen, kulturellen und politischen Zusammenhängen gesehen werden muss.

So stand die Heiratsmigration für Paty, wie für viele meiner Gesprächspartnerinnen, nicht von vornherein fest. Denkbar wären auch andere Arbeitsmigrationswege in Übersee gewesen. Ebenso wie Paty, die von Saudi-Arabien, über Australien und Singapur alle möglichen Migrationsziele in Erwägung zog, skizzierte auch Celerina ihre Heiratsmigration:

„Ich wollte als domestic helper nach Kuwait. Meine Freundin dort hatte mir schon eine Stelle und einen Arbeitsvertrag besorgt. Ich saß bereits auf gepackten Koffern und wollte abreisen. Aber da brach der Golfkrieg aus. Zum Glück hatte sich meine Abreise etwas verschoben, sonst wäre ich genau in den Krieg gefahren. Dann begann ich Pen-Pal-Inserate zu lesen. Und dann kam Jürgen“ (Celerina 1994).

Während die Arbeitsmigration für unverheiratete Frauen bedeuten kann, eine Eheschließung immer weiter hinauszuschieben, ist die Heiratsmigration mit der Hoffnung verbunden, das Projekt der eigenen Familie *und* die Unterstützung der Herkunftsfamilie zusammenzubringen. Mit der Heiratsmigration lassen sich im optimalen Fall wesentliche philippinische Ideale vereinbaren: die Pflicht der Kinder bzw. Töchter (vor allem der *Panganay* – der Ältesten oder der *Bunso* – der Jüngsten), Geschwister und Eltern zu unterstützen *und* das Leben einer verheirateten Frau und Mutter zu führen.

Ein Blick auf das Phänomen der „Ehemänner auf Bestellung“⁴⁰ verdeutlicht außerdem, wie Geschlechterkonstruktionen im Kontext von Migration experimentierend neu verhandelt werden können. Sofern Frauen den Weg in eine erfolgreiche Migration ebnen können, scheinen die Kriterien für eine „optimale“ Ehefrau flexibel neu gedeutet werden zu können. Auch die Wahlmöglichkeiten für philippinische Frauen scheinen sich neu zu mischen: Aufgrund ihrer erfolgreichen Migration, die sich unter anderem in einem eigen-

40 Eine weitere Variante für das Modell des heiratsmigrierenden Filipino klingt in der im Epilog beschriebenen „Verkupplungsparty“ an (siehe dort *Zum Abschied oder Feldforschung und „Spiel“*).

ständigen Aufenthaltsrecht im Aufnahmeland äußert, sind sie nicht auf eine aufenthaltsstabilisierende Ehe angewiesen, sondern haben die Wahlfreiheit zwischen einheimischen („caucasian“) Männern und philippinischen (jungen) Männern, die sie sich „holen“.

Meine Skizzierung eines familiären Migrationsnetzwerkes werde ich mit einem Exkurs zur jungen Generation der Azurin-Familie abschließen. Hier lässt sich zeigen, wie schwierig es ist, einen gewissen Wohlstand und Sozialprestige zu erhalten und wie fragil und fließend die sozialen und ökonomischen Verortungen sind. Armut und Überlebenskampf werden sowohl in der Migrationsliteratur als auch im Alltagsdiskurs als vordergründiges Migrationsmotiv aufgeführt. Welche Dimensionen von Armut schwingen hier mit? Es sind ja gerade nicht die Ärmsten (*walang wala*), die ihr Überleben über Migrationen bewältigen können, da sie in der Regel für diese Strategien nicht das notwendige Startkapital aufbringen können. In Anlehnung an Georg Simmels (1968) Verständnis ist Armut eine relative Größe, die neben der Einkommensgröße vor allem den sozialen Status verortet. „Armut“ zeichnet dann eine einseitige Abhängigkeit aus. In diesem Kontext gilt als arm, wer sich in einer zugewiesenen Abhängigkeit befindet. Carlos Bemühungen einer Konsolidierung seiner Existenz finden in einem interaktiven sozialen Feld statt. Familiäre Vorgaben gilt es fortzusetzen und zu erfüllen. „The Wheel of Fortune“ (Jellinek 1991), das Auf und Ab und die stetigen Anforderungen nach einem angemessenem Auskommen setzen sich fort und verlangen immer wieder von neuem nach kreativen Überlebensstrategien. In Carlos Fall bewegen sich die Strategien innerhalb eines mehr oder weniger expliziten alltäglichen Migrationsdiskurses, in den auch seine Tante Paty (aus Deutschland) eingebunden ist.

Exkurs: Z.B. Carlo, der Unentschlossene

Carlo hatte das College besucht, aber nicht mit einem Diplom beendet. Er war sehr früh Vater geworden und hatte früh geheiratet. Seitdem hat er sich als Fabrikarbeiter und Hühnerzüchter erprobt. Als ich ihn 1996 24-jährig kennen lernte, lebte er – wie bereits erwähnt – von seiner Frau und seinen beiden Töchtern getrennt im großelterlichen Haushalt, in dem er aufgewachsen ist. Als er zur Welt kam, hatten seine Eltern dort (uxorilokal) gelebt. Als sie schließlich ein eigenes Haus finanzieren konnten, war er sieben Jahre alt und blieb im Hause seiner Großeltern (siehe oben).

Der Grund seiner (wie er sagt) vorübergehenden Trennung von seiner Frau mag zum einen an seinen außerehelichen Aktivitäten gelegen haben, die seine Frau nicht ertragen wollte. Er selbst gab auch die beengten Wohnverhältnisse im Haushalt seiner Schwiegereltern an, mit einer kranken und pflegebedürftigen (Schwieger-)Mutter. Sein langfristiges Ziel sei ein eigenes Haus mit einem eigenen Haushalt. Die Idee, in Übersee das schnelle Geld, *big bills* (Cruz/Paganoni 1989), zu machen, brannte ihm unter den Nägeln. Seine schwierige Ehe halte ihn auch nicht richtig zurück, im Gegenteil, eine erfolgreiche Rückkehr könnte ein vielversprechender Neuanfang bedeuten. Auch

Carlo klopfte die familienerprobten Migrationsnetzwerke ab: eine Fabrikarbeit in Taiwan, ein Arbeitsvertrag als Seemann oder gar ein Start in Deutschland, vermittelt durch seine Tante Paty (vgl. Fußnote 11). Da alle Migrationsideen mit einem Startkapital (für Agenturvermittlung und Flug) verbunden sind, war Carlo auf wohlwollende Geldverleiher angewiesen. Er setzte auf seine Tante Paty, die ihm aber die erwartete Unterstützung verweigerte. Paty war unbedingt für den Erhalt der jungen Familie und sah in der Migration nicht gerade den Fortbestand der Ehe gesichert. Sie fädelte andere Kanäle ein, die schließlich in eine bezahlte Forschungsassistentin bei meinem Mann Peter mündeten.

Im Haushalt seines Großvaters versuchte Carlo eine Schweinezucht mit einer von seinem Onkel gesponserten Muttersau als sein „business“ aufzubauen. Mit drei weiteren Mutterschweinen⁴¹, so rechnete Carlo sich aus, könne er alle 45 Tage kleine Schweine im Wert von 1.000 Peso verkaufen. Auf diese Weise wäre ein Grundeinkommen von ca. 5.000 Peso monatlich gesichert, mit denen er sich, seine Frau und seine zwei Töchter relativ gut über die Runden bringen könne (Sonderausgaben wie Krankenhaus, Medizin oder Schulgeld nicht mitgerechnet).

Längerfristig schwebte Carlo die Investition eines *Tricycles* (ein Motorrad-Taxi) vor. Ein Motorrad mit Passagiergehäuse würde 70.000 Peso bei Barbezahlung kosten. Könnte er seinen Phantasien freien Lauf lassen, so würde er ein Transport- und Taxiunternehmen aufbauen – das wäre ein garantiert expandierendes Projekt. Das hierfür nötige Startkapital lässt sich jedoch nur mit utopischen Überweisungen von *abroad* denken.

Seine Frau Tessi lebte mit der jüngeren Tochter bei ihren (Stief-)Eltern⁴². Zusammen mit ihrer (Stief-)Mutter betreibt sie einen *sari-sari-store* (Krämerladen). Früher hatte sie mit ihrer (Stief-)Schwester in der Wohnstube eine Stickerie-Manufaktur betrieben. Sie stellten Topflappen für den Export her. Das *business* zerbrach auch an den Spannungen zwischen den (Stief-)Schwestern.

Als wir 1997 auf die Philippinen zurückkehrten, war Carlo zu seiner Frau zurückgekehrt. Die Schweine hatte er zu einem guten Preis verkauft, musste allerdings einen großen Anteil für den Migrationsstart seiner Tante Lourdes zur Verfügung stellen (siehe oben). Statt ihm das Geld nach und nach zurückzuerstatten, würde Lourdes ihn nun mit verheißungsvollen Arbeitsvermittlungen nach Taiwan locken, meinte Carlo derzeit abwinkend.

Carlo verwirklichte, nicht zuletzt mit dem Gehalt als „research assistant“, den Kauf eines *Tricycles*. Er erhielt bei dem befreundeten Verkäufer eine günstige Ratenzahlung, die ihn über drei Jahre monatlich mit 2.500 Pesos belastet, einschließlich kostenlose Benutzung der Reparaturwerkstatt. Seine Arbeitszeit als *Tricycle driver* geht von 6 Uhr morgens bis 16.00 Uhr nachmittags. Ein guter Arbeitstag bringt ihm ca. 400–450 Pesos, ein schlechter nicht

41 Ein Mutterschwein kostete 1996 ca. 4.000 Peso.

42 Tessi wurde von ihrem Onkel bzw. dem Bruder ihrer Mutter als kleines Kind aufgenommen. Erst im Erwachsenenalter erfuhr sie von ihrer leiblichen Mutter und ihren zahlreichen anderen Geschwistern – einschließlich Zwillingbrüder.

mehr als 200. Mit diesem Transportmittel unterstützt er auch seine Frau bei ihren diversen *buy-and-sell*-Aktivitäten.

Tessi versuchte mit dem *sari-sari-store* als Basis alle möglichen kleinhändlerischen Unternehmungen. So arbeiten eine *pinsan*⁴³ und Schwester, sowie ihre Mutter als *caretaker*⁴⁴ von Fischteichen. Dies nahm Tessi als Anstoß, in den Fischzwischenhandel einzusteigen. Dabei kümmerte sie sich nicht nur um den Vertrieb der in den Fischteichen gezüchteten Sorten, sondern sie versuchte sich auch im Fischzwischenhandel der Meeresfänge. Mit Carlo als ihrem Transporteur steht sie an zwei bis drei Nächten gegen 2 Uhr am Fischhafen, kauft den Fischern ihren Nachtfang ab, um ihn dann an die umliegenden Märkte den Direktverkäufern weiterzuverkaufen. Einerseits ist die Nachtarbeit körperlich anstrengend, andererseits lässt sie sich gut mit dem Laden und der Kinderbetreuung am Tag vereinbaren. Als die große Trockenheit auch diese Einnahmequelle vorerst unrentabel machte, startete Tessi mit einer Garküche.

Das Haushaltsmanagement der beiden liegt in den Händen der Frau, die eine klare Vorstellung davon zu haben scheint, was Carlo an Einnahmen abzuliefern hat. Würde er sich beispielsweise beim Umkleiden einschließen, um eventuelle Sondereinnahmen zu verstecken, so würde das bei seiner Frau sofort Misstrauen erwecken und sie würde umgehend nach der Geldbörse suchen, erwiderte Carlo meine neugierigen Fragen lachend.

Carlos saisonaler Zugewinn als *research assistant* eines „Kaukasiers“ ließ offensichtlich auch sein Ansehen bei seinen Schwiegereltern steigen. Sein Schwiegervater, der ebenfalls im Fischzwischenhandel tätig ist, lockte ihn mit einem Job-Angebot. Es ginge um das Management eines großen Fischteiches, der mit einem Grundkapital von einigen Tausend Pesos mit Fingerlingen bestückt werden sollte, die später einen immensen Gewinn abgeben würden.

Wie lässt sich Carlos und Tessis Ringen nach einer angemessenen Existenzsicherung sozio-ökonomisch verorten? Wie ist Carlos individuell erlebte

43 Cousin/Cousine. Oft werden verwandtschaftliche Begriffe auch für weit entfernte Verwandte verwendet, um eine engere Beziehung zu konnotieren, als es genealogisch wahr ist. Generell ist man auf den Philippinen darum bemüht, sich über viele persönliche Beziehungen – auch nach oben – zu vernetzen (*kabit-kabit*), so dass man sich für alle möglichen Belange in einem (nicht-anonymen) interpersonalen Netzwerk bewegen kann (vgl. auch Kerkvliet 1990: 202ff). Über die Bedeutung der sozialen Beziehungen auf den Philippinen siehe auch Hollnsteiner 1973, Davis 1973, Morais 1981 und Kapitel 4 *Pamilya und die Bedeutung von Beziehungsketten und lokalen Wertekonzepten*. Eine starke Beziehung besteht oft aus mehreren, sich gegenseitig bestärkenden Bündnissen: Zwei Menschen sind z.B. miteinander verwandtschaftlich verbunden. Der besser Situierte gibt dem zweiten einen Kredit, der zweite arbeitet gelegentlich für den ersten, später wird der erste Pate eines Kindes des zweiten und so weiter. Was als einfache Beziehung begann, wird zu einem vielfältigen Austauschprozess. (Zur Qualität sozialer Netzwerke siehe auch Scott 1977, Boissevain 1974).

44 Es ist dies eine Art Pacht-Verhältnis. In diesem Fall ist der Pachtvertrag nach dem *hati-hati-system* definiert, d.h. die Hälfte der Einnahmen geht an den Besitzer, die andere an den Pächter.

Armut gesellschaftlich positioniert? Da der Migrationsdiskurs unweigerlich um die Dimensionen von „arm“ und „reich“ kreist, drängt sich die Frage auf, welche Bedeutungen nun im Reden über arm und reich mitschwingen, und wie soziale und ökonomische Positionen im allgemeinen und Carlos' im besondern bestimmt werden.

Im philippinischen Alltagsdiskurs wird eine soziale Schichtung (*kalagayan*) allgemein zwischen Armen (*mga mahihirap*) und Reichen (*mga mayayaman*) differenziert. Migrationsrückkehrer (*balikbayan*) werden zunächst grundsätzlich als reich betrachtet. Die meisten rechnen sich selbst zu den „Armen“ zu, aber einige sind ärmer als andere.

Die Ärmsten sind *walang wala*, sie haben nichts, sie sind sehr arm. Sie haben kaum Einkommen, kleine „Häuser“, d.h. ein bis zwei kleine Zimmer mit einer Kochfläche; und was am schlimmsten ist, sie haben wenig zu essen und müssen oft Hilfe erbitten. Wenn sie einkaufen, tun sie es oft auf Kredit beim Laden nebenan. Das Einkommen deckt gerade die allernötigsten Bedürfnisse. Geld sparen – z.B. für die Ausbildung der Kinder – ist fast unmöglich. Die Ausbildung ihrer Kinder geht kaum über die 6. Klasse hinaus, da Geld für Schulgebühren, Materialien und angemessene Kleidung nicht ausreicht.

Ein wenig besser dran sind die *isang kahig, isang tuka*, die von der Hand in den Mund leben und die *mahirap din* – auch arm sind. Sie haben aber wenigstens genug zu essen und sind bei Geldleihern kreditwürdig, da sie rückzahlungsfähig sind. Für größere Ausgaben und plötzliche medizinische Hilfe müssen Schulden gemacht werden. Kinder schaffen es bis zur Highschool und unter großer alltäglicher Sparsamkeit kann auch ein besonders motiviertes Kind bis zum College geschickt werden.⁴⁵

In der Mitte rangieren die *sapat-sapat lang* und *nakakaangat*, diejenigen mit gerade mal ausreichenden Ressourcen und einem angemessenem Lebensstandard. Sie müssen sich keine Sorgen um das Essen machen und haben auch genug Geld für die normalen Ausgaben. Die Ausbildung der Kinder bis zum College ist ohne Schulden möglich und es können einige Ersparnisse als Rückhalt für Notfälle angelegt werden. Die Häuser sind größer und stabiler als die der Armen und mit aufwendigeren Möbeln ausgestattet, z.B. Armstühle und Regale für Nippes. Elektrische Geräte (Fernseher, Ventilator und Kühlschrank) gehören zur Grundausrüstung. Hausangestellte, in der Regel aus der fernen Verwandtschaft, gehören zu einem solchen Haushalt.

Reiche Haushalte lassen sich noch einmal unterscheiden in solche mit viel Geld (*makuwalta*) und die sehr Reichen *mayaman mayaman*. Die Reichen haben wirklich viel zu essen (*maraming magandang ulam*), besitzen ein schönes großes Haus mit Sofas, Hifi-Anlagen, Glasschränken mit repräsentativen Geschirr und sonstigen Haushaltswaren.

45 Z.B. der Haushalt von Belen und Ising in Kapitel 4.

Zu reichen Haushalten gehört ein Jeep oder ein Auto. Die College-Ausbildung der Kinder gilt als garantiert.

Bei den „Superreichen“ ist alles noch einmal gesteigert: mehrere Häuser, mehrere Autos, die Kinder in Prestige-Schulen, nicht nur in Manila, sondern auch in den U.S.A. oder in Europa. Sie reisen häufig um der Geschäfte und des Vergnügens willens und haben Verwandte in Amerika.

Eine zweite Typologisierung im alltäglichen Diskurs benennt die Art der Arbeit und die Einkommensquellen (*hanapbuhay*): Die mit regelmäßiger Arbeit sind *mga manggagawa* – Arbeiter, *mga kapintero* – Zimmermänner, *mga empleyado* – Angestellte, *mga sinusuwelduhan* – Lohnempfänger. Menschen mit Farmland sind *mga magsasaka* und *mga magbubukid*. Die *mga negosyante* und *mga tindera* oder *mga tindero* sind Kleinhändler oder Ladeninhaber. Die *mga nagpapasaka* besitzen Land, heuern Arbeiter an oder haben Pächter, die die aktuelle Arbeit tun, die *mga malaking negosyante* haben ein großes Geschäft; und beide können *mga mamumuhunan*, oder *mga kapitalista* – Kapitalisten sein. Diese beiden Typologisierungskategorien (soziale Schichtung einerseits und Arbeit und Einkommen andererseits) lassen sich nun zu verschiedenen Haushaltszusammensetzungen kombinieren (vgl. Kerkvelit 1990)⁴⁶.

46 Nach Kerkvelits (1990: 70ff.) Zuordnung kontrollieren z.B. *Arbeiter-Haushalte* weder Land noch andere bedeutende Produktionsmittel. Haushaltsmitglieder verkaufen ihre Arbeitskraft für Lohn (Geld oder Reis) an die, welche die Produktionsmittel kontrollieren. *Arbeiter-Haushalte* heuern kaum andere Arbeiter an, und wenn, dann nicht, um Produkte für den Markt zu produzieren, sondern als Dienstleistung (Wäscherin – *labandera* oder Haushaltshilfe – *katulong*). *Arbeiter-Haushalte* unterscheidet Kerkvelit in drei Typen: *Landarbeiter* verdingen sich bei der Feldarbeit. Wenige haben eine beständige Anstellung. In einigen *Landarbeiter-Haushalten* engagieren sich typischer Weise die Frauen gelegentlich im Kleinhandel, einige sind saisonale Kontraktarbeiter oder Feldhelfer. Ein zweiter Typ der *Arbeiter-Haushalte* hat Mitglieder, die einer ziemlich regelmäßigen, wenn auch nicht beständigen Arbeit als *Bauarbeiter* nachgehen. Das Einkommen ist niedrig und unregelmäßig, daher gibt es noch zusätzliche Einkommen als Erntehelfer oder im Kleinhandel, wo z.B. Frau (und Tochter) Snacks und Soft-Drinks in der Stadt (vor Schulen und Ämtern) verkaufen. Ein dritter Typ lebt von nicht-ländlicher Anstellung als „bulldozer operator“ oder *Mechaniker* (S.70ff.).

Im Gegensatz zu den *Arbeiter-Haushalten* kontrollieren *Bauern-Haushalte* Land. Sie können essen, was sie produzieren und sie stellen andere ein, wenigstens zur Ernte, wenn nicht auch zu anderen Zeiten des Anbau-Zyklus. Land-Kontrolle heißt nicht, dass sie das Land besitzen. Die meisten Bauern sind „tenants, CLT-holders (certificate of land transfer) and amortizing owners“ (71), die dennoch die Felder kontrollieren. „Owners have title, tenants, certificate holders, and amortizing owners have tenancy or possession rights, which they can mortgage or sell“ (ibid.). Die meisten *Bauern-Haushalte* haben vielfältige Einkommensquel-

Ein Haushalt hat konsequenterweise in der Regel mehr als eine Einkommensquelle und mehr als einen Verdienner, eine Tatsache, die in vielen statistischen Untersuchungen zugunsten einer virizentristischen Perspektive unterschlagen wird (vgl. Illo 1995: 220).

Weder Carlo und Tessi, noch ihre Eltern bestellen eigenes Land bzw. Fischteiche. Die Zeiten, als man die notwendige Nahrung noch selbstversorgend erwirtschaftete, seien vorbei, meinte Carlo einmal fast bedauernd. Alles sei von der Geldwirtschaft bestimmt, alles koste Geld. Er und seine Frau erproben sich in diversen kleinökonomischen Aktivitäten, vor allem als Zwischenhändler (*buy-and-sell*) und Ladeninhaber. Das große Glück, das auch den Fleißigen hold sein muss, hatten sie noch nicht (*walang suerte na*). Immer dann, wenn Carlo etwas Geld auf die hohe Kante hätte legen können, gab es genug Verpflichtungen in den beiden Haushalten, auf die er sich stützen kann, wenn er selbst Hilfe benötigt. So wurde der Erlös des Schweineverkaufs für die Migration seiner Tante eingefordert. Inwieweit diese Investition auch für Carlo und seine Familie Gewinn bringt, hängt vom Verdienst und Durchhaltevermögen Lourdes' ab. Auch in seiner Schwiegerfamilie kann er es sich kaum leisten, kleinlich und geizig (*kuripot, maramot*) zu sein. Dass seine Verdienste sich bisher immer nur als saisonale erweisen, macht eine zielgerichtete Planung nicht einfach. Gleichwohl gehören „die Carlos“ zu den „weniger Armen“, *hindi walang-wala, hindi rin sapat-sapat* – sie sind weder völlig arm, noch haben sie genug für ein gutsituiertes Auskommen. Diese Zwischen-Position bestimmt Carlos Orientierung, die ohne Migrationsvernetzung nicht mehr auszukommen scheint. Der Sozialverband Familie entlässt ihn nicht aus seinen Verpflichtungen, wie auch er umgekehrt familiäre Solidarität einfordert. Dass dieses System keine romantisch zu verklärende „traditionelle“ Sozialversicherung darstellt, sondern mit konfliktreichen Verhandlungen verbunden ist, sollte deutlich geworden sein.

Das „Glücksrad“⁴⁷ dreht sich weiter. Ein Brief vom August 1999 deutet an, dass er zur Zeit wieder eher „unten“ ist, seine damaligen Ressourcen nicht gewinnbringend hatte einsetzen können und sich wieder an vertraute Migrationsnetze wendet: Nach einem heftigen Streit mit seinem Schwiegervater, (der vermutlich das „große Fischgeschäft“ in den Sand gesetzt hat) und dem Tod der kranken Schwiegermutter, verließen Carlo und seine Familie den uxorilo-

len, „hence are related in complex ways to other means of production and the buying and selling of labour power“ (72).

47 Im Alltagsdiskurs wird Prosperität immer auch mit Glück in Verbindung gebracht. Wenn die Dürre die Fischteiche austrocknet, hatte man eben kein Glück, wenn man sie mit teuren Fingerlingen bestückt hatte. *Walang suerte* – wäre der typische Kommentar. Obwohl die Variable „Glück“ im philippinischen Alltagsdiskurs ständig betont wird, hat das Phänomen bisher nur Fußnotenaufmerksamkeit erhalten (vgl. Kerkvliet 1990: 170). Aguilar (1998: 149-154) spricht von einer kolonial-historisch gewachsenen „gambling mentality“.

kalen Haushalt und zogen wieder in *Amangs* Haus, wo außerdem *Inang* krank und pflegebedürftig war, und sein Bruder Norman mittlerweile mit Frau und Kind Unterschlupf gefunden hatten. Carlo ist wieder auf seine Einkommensquelle als Tricycle-(Taxi-)Fahrer angewiesen. Durch den Wohnortwechsel fallen auch die Einnahmen aus dem *sari-sari-store* seiner Frau aus. Weiterhin verhinderten heftige Monsunregen und Überflutungen eine regelmäßige Arbeit (und damit regelmäßiges Einkommen). Scheinbar hat er das, während der Assistenz verdiente, Geld so „distributiv“ verbraucht, dass noch nicht einmal das Taxi-Motorrad abbezahlt ist und ihn nun die monatlichen Zinsschulden drücken. Dieses Mal hatte er, zumindest bei seiner Tante Paty, hoch gepokert, und vorerst einmal eine Absage erhalten. Er beantragte eine sehr hohe Summe, um auf dem Bauland seiner Tante ihr geplantes Haus zu bauen, um es dann mit seiner Familie zu bewohnen.

Indes war Paty gerade bei anderen Überlegungen angekommen. Eine längere Trennung von ihrem Mann hätte ihr zum ersten Mal, wie sie sagt, richtig deutlich gemacht, wie sehr sich inzwischen ihre Solidaritäts-Relationen verschoben hätten. Niemals mehr wolle sie ihren Mann und ihre eigenen Kinder verlassen. Sie hätte realisiert, wie sehr sie sich nach ihrem Mann gesehnt habe und ihn vermisst habe. Während sie bis dahin immer noch ihre Eltern und Geschwister als die „family number one“ in ihrem Herzen getragen habe, hätte sie nun klar erkannt, dass ihre Kinder und ihr Mann die „Nummer eins“ seien. Wenn sie ihre Augen schließe, würde sie dies so deutlich wie noch nie spüren. Sie sei selbst erstaunt, ja fast ein wenig erschrocken darüber. Eine Rückkehr auf die Philippinen, die sie immer noch nicht in Frage stellt, muss nun jedoch anders geplant werden. Ein kleines Strandhotel in einer touristisch attraktiven Gegend, scheint mit ihrer deutschen Familie und vor allem mit ihrem Mann⁴⁸ besser zu vereinbaren sein,⁴⁹ als ein Alterswohnsitz in der moskito-verseuchten und von zyklischen Überschwemmungen bedrohten Heimatgegend ihrer philippinischen Familie. Das bereits gekaufte Bauland würde sie am liebsten gegen Miete an ihren Neffen Carlo übergeben, damit ihre eigenen finanziellen Begrenzungen sie nicht gar zu weit von ihrem neuen Plan entfernten. Schon hat sie über eine philippinische Freundin in Deutschland ein besonderes Strandhotel im Sinn – für den Kauf reichen ihre derzeitigen Kapazitäten nur, wenn sie das Bauland wieder verkauft.

Nun denn, die familiären Verhandlungen werden fortgesetzt. Denkbar sind eine Reihe von Möglichkeiten. Warum nicht auch die eines touristischen Familienbetriebes mit innerphilippinischen Ortsveränderungen?

48 Sie denkt laut darüber nach, dass ihr 15-jähriger Sohn den väterlichen Hof übernehmen und bewirtschaften wird, und so das deutsche Standbein erhalten wird. Ein Pendeln wird als die optimalste Lösung fantasiert: Im Winter auf den Philippinen und im Sommer in Deutschland.

49 Und findet eine Reihe erfolgreicher Vorbilder in ihrem Bekanntenkreis (siehe hierzu auch Kap.5).

Zwischenresümee zur Heiratsmigration im Kontext sozialer und familiärer Migrationsnetzwerke

Heiratsmigration, so sollte bisher deutlich geworden sein, ist als *eine* Migrationsstrategie im Kontext internationaler Migrationen zu betrachten. Dabei verweben sich im Phänomen der philippinischen Heirats-Migration auf komplexe und besondere Weise die Anforderungen und Vorstellungen von *Heirat* und *Ehe*, *Familie* und *Arbeit*.

In der ethnologischen empirischen Migrationsforschung wurden die Begrenzungen und Verzerrungen vorherrschender Migrationstheorien schon früh wahrgenommen (Abu-Lughod 1975, Lomnitz 1976, Kearney 1986). Während der sogenannte strukturalistische Migrations-Ansatz vor allem die Bedeutung regional spezifischer historischer Rahmenbedingungen betont und dabei vor allem die aus ungleicher Entwicklung entstandene Arbeitsverteilung in einem welt-kapitalistischen System hervorhebt (Portes/Walton 1981, Meillasoux [1975] 1976, Roberts 1978, Potts 1990, Safa 1982)⁵⁰, konzentriert sich auf der anderen Seite der sogenannte neo-klassische Equilibriums-Ansatz⁵¹ auf die ökonomisch rationalen individuellen Entscheidungen (Da Vanzo 1981, Harris/Todaro 1970). Rational kalkulierende Akteure streben eine ökonomische Nutzenmaximierung an und reagieren auf Kosten-Nutzen-Relationen. Bezogen auf Migrationsprozesse bedeutet das, dass Menschen in erster Linie aufgrund interregionaler Unterschiede der Lohnhöhe und Beschäftigungschancen geographisch mobil werden.⁵²

50 Strukturalistische Modelle haben *geschlechtsspezifische* Mobilität aufgrund sich wandelnder Arbeitsaufteilung und sich verändernder Zusammenhänge auf dem Weltmarkt diskutiert (Bennholdt-Thompson 1984, Sassen-Koob 1983). Der Prozess einer deutlichen Ausdifferenzierung in städtische und ländliche (Arbeits-) Regionen aufgrund der kapitalistischen Entwicklung beeinflusste auch geschlechtsspezifische Migrationsverläufe, da ländliche, geschlechtsspezifische Arbeitsteilung sich infolge eines umfassenden Beschäftigungsstrukturwandels veränderten. Das allgemeine strukturalistische Interesse an den Umformungsprozessen der Produktionsbeziehungen und Örtlichkeiten schloss auch die Analyse einer weiblichen Beteiligung innerhalb dieser Transformationen ein. Strukturalistische Modelle vernachlässigten jedoch durch die Übergewichtung der Produktion die Reproduktionszusammenhänge, in die Frauen und Männer involviert sind.

51 Häufig auch als „human-capital“-Ansatz bezeichnet (vgl. Stalker 1994).

52 Bezüglich Frauenmigrationen und Geschlechterverhältnisse vernachlässigten neoklassische Modelle weitgehend die Differenzen unter Frauen (z.B. hinsichtlich Klasse, Lebenszyklus, kulturellem Hintergrund usw.), sondern behandelten sie vielmehr als eine homogene Gruppe. Neoklassische Modelle zeigten sich durchaus „female-aware“ (Chant/Radcliffe 1992: 20) aber nicht „gender-aware“, da sie migrierende Frauen als eine besondere, erklärungsbedürftige Gruppe betrachteten, wohingegen Männermigrationen sich relativ unproblematisch auf Lohnunterschiede zurückführen ließen (Behrmann/Wolf 1982, Thadani/Todaro 1979). Gerade Heiratsmigration ist jedoch ein Migrationstypus, der sich nicht

Auch wenn diese beiden dominanten theoretischen Perspektiven verschiedene Fragen zu beantworten suchen – einerseits die Frage nach den strukturellen Determinanten, die zur Migration führen, andererseits die Frage nach den individuellen Erscheinungsformen, die die Migrationsentscheidungen beeinflussen, wird ihnen zu Recht eine simplifizierende ökonomistische Verengung vorgeworfen: Die ökonomische Struktur bleibt der einzige Fokus, genauso wie Handlungsfähigkeit (agency) nur in Terminologien der ökonomisch rationalen Entscheidungsfindung verstanden wird (vgl. Pries 1997).

Mein Vorgehen in diesem Kapitel war von einem familienstrategischen Migrationsmodell inspiriert (Trager 1988). In der Migrationsforschung hat sich als „mittlerer“ Weg – um die strukturellen und individuellen Faktoren auf einem sogenannten „middle-range level“ (Lomnitz 1876: 134) abzustimmen – eine Diskussion entwickelt, die den Haushalt als Analyse-Einheit in den Mittelpunkt rückte (Wood 1981, 1982).

Um die Migrationsprozesse und Netzwerke philippinischer Migrantinnen nachvollziehen zu können, scheint mir jedoch eine Klärung nötig zu sein, was als Haushaltseinheit verstanden werden soll.⁵³ Im philippinischen Kontext lassen sich die Kategorien Haushalt und Familie schwer voneinander lösen, nötig ist jedoch eine Erweiterung der vorherrschenden Definition von Haushalt als

wie eine unabhängige Variable betrachten lässt, sondern erst in seiner sozialen, ökonomischen, ideologischen und geschlechtsspezifischen Verwobenheit verstehbar wird. Neben den ökonomischen Faktoren beeinflussen gerade auch soziale Faktoren sowohl im Herkunftsland wie auch im Zielland geschlechtsspezifische Migrationsbeteiligung.

- 53 Über die Definition des Haushaltes gibt es eine umfangreiche kontroverse Debatte: Während einige Autoren fordern, angesichts der verschiedensten Ausformungen von Haushalten die Suche nach universalen Definitionen aufzugeben, halten andere Autoren an minimalen Definitionen fest, wonach Haushalte gewöhnlich als *Residenz- und Konsumeinheiten* gelten, deren Mitglieder in der Regel durch *konsanguinale* und *affinale* Beziehungen verbunden sind. In Haushalten kommen die verschiedenen Aspekte von Familien- und Verwandtschaftsideologien zum Ausdruck, es sind Einheiten, wo wichtige soziale und kulturelle Werte vermittelt werden, die sich durchaus über Raum und Zeit verändern können. Normen bezüglich Arbeitsteilung, Macht- und Statusdifferenzen zwischen den Geschlechtern und Generationen werden durch Haushalte verkörpert. Häufig werden die Begriffe Haushalt und Familie gleichgesetzt, was nicht unbedingt zur Klärung dieser Begriffe beiträgt. In neueren Arbeiten zu Gender und Haushalt wird daher auf die Diversität und Komplexität von Haushaltsformen abgehoben und die Auswirkungen auf Geschlechterbeziehungen in und außerhalb des häuslichen Bereiches untersucht (z.B. Chant/McIlwaine 1995, Chant 1992, Smith and Wallerstein 1992). Haushalte haben nicht notwendigerweise eine ‚joint utility‘-Funktion (Chant/McIlwanin 1995: 5), sondern sind oft durch Konflikte charakterisiert, es sind Arenen der „cooperative conflicts“ (Sen 1990). Während der Haushalt gar zu voreilig als ein Ort der weiblichen Unterdrückung betrachtet wurde, richtet sich seit den 1990er Jahren das Interesse verstärkt auf die Machtverhältnisse und die Implikationen für Frauen und Kinder z.B. auch in verschiedenen lebenszyklischen Phasen (Blumberg 1991, Wolf 1990, 1991).

residentielle Einheit. Während MigrantInnen mehr oder weniger permanent ihre Familienhäuser verlassen haben, bleiben sie wichtiger Teil des Unterstützungsnetzwerkes der zu Hause Gebliebenen. Zu Familienland und Familienhaus bestehen enge Bande. Häufig wird neues Land hinzugekauft, oder das Elternhaus aufwendig renoviert und ausgebaut, wie auch das Beispiel der Familie Azurin zeigt. Die Bande konzentrieren sich aber nicht nur auf den (Heimat-)Ort, sondern besonders auf die *Menschen* zu Hause – und wo auch immer diese Menschen (vor allem Familienmitglieder) leben. Angesichts der globalen Verbreitung philippinischer Migranten werden Familiennetzwerke zu den jeweiligen Orten aufgebaut, an denen die migrierten Familienmitglieder leben: dem Heimatort auf dem Land, der Stadtwohnung, zu anderen Städten, in Übersee. Die wichtigen Unterstützungsnetzwerke entwickeln sich um die Familienmitglieder, ihre Residenz ist von untergeordneter Bedeutung. „What is clear is that, for nearly all involved, migration is a process leading to extensive interaction and support among individuals who may be widely dispersed in space, but for whom such dispersal does not generally lead to a breaking of ties“ (Trager 1988: 183).⁵⁴ Eine Haushaltszugehörigkeit ist nicht an *einen* Ort gebunden, geschweige denn durch gemeinsames Wohnen definiert. Die Migrantin ist auf verschiedene Weise Teil des Haushaltes und wird von anderen Familienmitgliedern als Teil betrachtet.⁵⁵ Indem migrierte Familienmitglieder integraler Teil des Unterstützungssystems bleiben, vergrößert sich die sowieso schon beträchtliche Flexibilität in philippinischen häuslichen Arrangements. Einkommensquellen können diversifiziert und Risiken gestreut und/oder gepuffert werden.

„Families and households engage in a wide variety of activities at different times and in different places as part of the effort to mobilize resources for maintaining themselves; migration is one means of obtaining access to diverse sources of income“ (Trager 1988: 184).⁵⁶

54 Ähnlich dynamisches „networking“ in einer deterritorialisierten Welt und das Konstruieren von Heimat über Menschen mehr denn über Orte beschreibt Olwig in einem Fallbeispiel aus der Karibik (Olwig 1997).

55 Weitere ethnographische Beispiele sind in Kapitel 4 und 5 ausgeführt. Die Beschleunigung der globalen Kommunikation in Verbindung mit den verschiedenen Migrationswegen bringt (nicht nur für Filipinos und Filipinas) eine neue Art der „globalen Familie“ hervor, wo Haushalt weniger als eine Wohneinheit, sondern als ein *Netzwerk des Austausches* gilt. So erwähnt Momsen (1992) ähnliches für karibische Migranten: Einer Studie zur Folge haben Schulkinder im Ausland arbeitende Verwandte als Mitglieder ihres Haushaltes aufgelistet. Erste ethnographische Beschreibungen und Diskussionen sind z.B. nachzulesen in Basch/Glick-Schiller/Szanton Blanc 1994 und Smith/Guarnizo 1998.

56 In der „Haushalts-Debatte“ gab es Stimmen, die vor allem bestimmte Schlüsselaufgaben ansprachen, welche ungeachtet der verwandtschaftlichen oder koresidentuellen Beziehung definiert werden (Wilk/Netting 1984, Carter 1984). Caces et al (1985) untersuchen Migrationsnetzwerke, indem sie zwei Konzepte identifizieren – *shadow households* und *competing auspices*. „Schattenhaushalte“ bestehen aus „all individuals whose principal commitments and obligations are to a

Die weitverstreuten, trans- bzw. multinationalen philippinischen Migrationsnetzwerke umfassen jedoch nicht nur koresidentielle und nichtkoresidentielle Haushalts- und Familienmitglieder, auch andere Menschen, wie Freunde, Nachbarn, rituelle Verwandte, werden in die Pflicht genommen. Um die Aktivitäten einer Familie (wie die Azurins) nicht auf ausschließlich familiäre Netzwerke zu reduzieren, bedarf es eines breiter gefassten Analyserahmens des *sozialen und familiären Migrationsnetzwerkes*. Erst mit dieser Erweiterung kann sowohl den flexiblen Haushaltszugehörigkeiten („domestic units“) Rechnung getragen werden⁵⁷, als auch die Bedeutung familiärer, nicht-im-Hause-wohnender *und* nichtverwandtschaftlicher Beziehungen als wichtige Bezugsgrößen in den Blick genommen werden (vgl. Trager 1988, Caces et al. 1985, Lindquist 1993). Wichtige Informationsnetzwerke – so hat auch das Fallbeispiel gezeigt – können, neben bereits migrierten Verwandten, Freunde, Nachbarn, aber auch publiziertes Material, sowie staatliche und private Rekrutierer sein (Caces 1987, Gurak/Caces 1989, Fawcett 1989, Findley 1987, Massey/Espana 1987, del Rosario 1994, vgl. Fußnote 78 in Kap. 2).

Heiratsmigration wurde bislang vor allem entlang einer Reduzierung der Frauen als Opfer von Menschenhandel thematisiert, wobei durch die mehrfach unterdrückenden Verhältnisse die besondere Verwundbarkeit betont wurde (Niesner u.a. 1997). Im Gegensatz dazu berichten viele Frauen – ebenso wie Paty – von ihren eigenwilligen Entscheidungen und Motiven, von einem beträchtlichen Maß an Selbstbestimmung. *Die Heiratsmigration wird als aktiv gestalteter Lebensschritt* beschrieben. Viele Heiratsmigrantinnen bewegen sich innerhalb eines sozialen Netzwerkes von Verwandten, Bekannten und ehemaligen Nachbarn, die diesen Schritt schon vor ihnen gegangen sind, sie nachgeholt haben (*kuha*) und nun vermittelnd zur Seite stehen. Solche privaten und semiprivaten Vermittlungen haben natürlich eigene Verpflichtungsbeziehungen zur Folge, die durchaus konfliktreich werden können. Im philippinischen Wertekontext ist die innere Verpflichtung (*utang na loob*), eine bestmögliche Verbindung zu vermitteln, sehr groß und auch bei Schwierigkeiten nicht einfach abzuschütteln. Neben diesen privaten Vermittlungen ist auch die Kontaktaufnahme über „Pen-Pal-Clubs“ (sogenannte Brieffreundschaftsclubs)

particular household but who are not residing in that household“ (1985: 8. „Competing auspices“ beziehen sich auf die Bande zu Freunden oder Verwandten, die die Migrationsentscheidungen beeinflussen. Dass „principal commitments and obligations“ nicht nur an *einen* Haushalt gebunden sein müssen, sondern sehr flexibel und vielseitig definiert werden, zeigt die philippinische Realität, verdeutlicht in meinem Fallbeispiel an den vielseitigen Verpflichtungen Carlos. Trager schlägt daher vor, von „dispersed family networks“ zu sprechen (i-bid.).

57 Flexible „domestic units“ wurden schon immer als ein philippinisches Charakteristikum diskutiert (Go 1993, Medina 1991, Perez 1995). Durch Migrationen erweitern sich die Ausformungen einer Haushaltszugehörigkeit (Ramirez 1984, Trager 1988, Parreñas 2001: 61ff.).

weit verbreitet. Auch hier wird eine mögliche Heiratsmigration gezielt und zukunftsorientiert in Erwägung gezogen.

Häufig ist die Heiratsmigration ein Schritt *nach biographischen Brüchen und Krisen*, die nicht nur ökonomischer Natur sind. Neben einer ökonomischen Perspektivlosigkeit werden oft familiäre Enttäuschungen oder Trennungen von philippinischen Männern erwähnt, aber auch der Wunsch, aus der Enge der traditionellen Verhältnisse in die große Welt aufzubrechen. „Wir waren nie so arm, dass wir Hunger leiden mussten. Aber ich wollte raus. Ich konnte mir einfach nicht vorstellen, hier in dem Dorf zu bleiben und alt zu werden“. So brachte es einmal eine Gesprächspartnerin auf den Punkt.

Das Phänomen der Heiratsmigration hat nicht einfach nur mit Heiratsabsichten zu tun, sondern muss im Kontext umfassender Prozesse der Mobilisierung weiblicher Arbeitskräfte in unterschiedlichen sozio-ökonomischen, kulturellen und politischen Zusammenhängen gesehen werden. Seit den 1970er Jahren steigerte eine exportorientierte Wirtschaftspolitik der Philippinen auch die Emigration philippinischer Arbeitskräfte um ein beträchtliches. Die Erschließung neuer Arbeitsmärkte (z.B. im Nahen Osten, in Japan, Hongkong, Singapur, Taiwan, aber auch in Italien, Spanien und anderen europäischen Ländern) und der weltweite Wandel in der Nachfragestruktur nach Arbeitskräften trugen auch zu einer Feminisierung der Migrationsströme von den Philippinen bei. Sowohl im Produktionsbereich, als auch im Dienstleistungssektor der globalen Städte ist der Bedarf an weiblichen Arbeitskräften gestiegen. Es wäre jedoch eine Verkürzung, die Heiratsmigration als reine Fortsetzung der Arbeitsmigration zu sehen, wie dies der philippinische Historiker Salazar (1987: 479) vorschlägt.

Die Motivation zur Heiratsmigration ist getragen von der Vorstellung einer Erweiterung der Möglichkeiten. Im besten Falle, wenn sie erfolgreich ist (d.h. wenn der deutsche Ehemann ausreichend verdient und zur Unterstützung der philippinischen Familie bereit ist) ersetzt sie gar die Lohnarbeit und setzt neue Kapazitäten des „Networking“ frei.

Vielfach sind die „*Migrationsschritte*“ gestaffelt⁵⁸: Zunächst der Aufbruch aus den dörflichen traditionellen Verhältnissen in die Stadt, wo die Frauen vor allem Arbeit in Verkaufs- und Dienstleistungsberufen im sogenannten informellen Sektor⁵⁹ finden. Berufliche Weiterbildung neben dem Unterhalt-Verdienen – nicht selten als schlecht bezahlte „housemaid“ – machen oft den Alltag in der Hauptstadt aus. Erwähnenswert ist, dass ein Großteil der jungen Frauen nicht „auf-das-Geratewohl“ in die Stadt migrieren, sondern von Bekannten und Verwandten in der Stadt Hilfe erhalten. Häufig verrichten sie bei diesen für Kost und Logis zu Niedrigstlöhnen Dienstleistungsarbeiten (Trager 1984: 1271, Trager 1988: 59-74). Im großen und ganzen werden die *Netzwerke* jedoch als Migrationserleichterung empfunden. Freundinnen und weibliche

58 Siehe Kapitel 2, *Women in Migration*; vgl. auch Ruenkaew 1999.

59 Dazu zählen Näherinnen, Hausmädchen (*katulong*), Wäscherinnen (*labandera*) und „hospitality girls“ – ein euphemistischer Begriff für Sex-Arbeiterinnen.

Verwandte, die schon in der Stadt arbeiten, können nicht nur bei der Arbeitsplatzsuche vermitteln, sondern darüber hinaus soziale und kulturelle Hilfe beim Überleben in einer Großstadt mit den vielfältigen Anforderungen leisten.

Da die Netzwerke immer größer, dichter und weiträumiger werden, ist von hier aus der nächste Schritt zu einer vergleichsweise gut bezahlten Haushaltsarbeit in Singapur, Hongkong und anderen Nachfrageländern und globalen Städten nicht mehr so groß. Weibliche Netzwerke beschränken sich dabei nicht nur auf Informationsvermittlung, sondern beinhalten tatkräftige Unterstützung, Vorbereitung und Durchführung der Migration (PuruShotam 1992, Fawcett et al. 1984, Wong 1996, Constable 1997, Weyland 1997, Parreñas 2001).

Die Kurzbiographie einer meiner Gesprächspartnerinnen Luci steht für eine gestaffelte Migrationserfahrung, die schließlich in eine Heiratsmigration mündete:

„Da mein Vater früh starb und meine Mutter mit meinen jüngeren Geschwistern beschäftigt war, konnte sie mein Schulgeld nicht mehr aufbringen. Mein Onkel wollte, dass ich die Schule aufgebe und im Haushalt arbeite. Ich wollte aber unbedingt in die Schule gehen. Da lief ich weg. Im Dorf gab es einen Taxifahrer, dessen Mutter pflegebedürftig war. In dessen Haushalt arbeitete ich schließlich und dafür bezahlte er mein Schulgeld. Ich arbeitete im Haushalt und ging in die Schule. Als die Frau starb, ging ich in die Stadt und arbeitete in einem amerikanischen Haushalt. Ich lernte weiter und ließ meine Geschwister in die Schule gehen. Dann erzählte mir eine Bekannte, dass sie eine Stelle in Hongkong über eine Freundin, die dort bereits arbeitete, angeboten bekommen hätte. Sie wollte aber gerade nicht die Philippinen verlassen. „Vermittle mich in die Stelle!“ bat ich sie. Und so kam ich nach Hongkong. Zuvor musste aber noch das Geld für die Papiere und den Flug zusammengebettelt werden. Meine Mutter und mein Onkel nahmen schließlich einen Kredit bei der Bank auf. Dort in Hongkong arbeitete ich in einem Haushalt, der Mann war Ingenieur. In Hongkong lernte ich meinen Mann über *penpal* kennen. Und nun bin ich hier.“ (Gedächtnisprotokoll Juni 1992)

Nicht selten erscheint an einem Punkt der internationalen Migrationserfahrung die Heiratsmigration in ein reiches Land als verlockende Perspektive. Dabei ist die *Heiratsmigration immer mit der Hoffnung auf einen sozialen und ökonomischen Aufstieg* auch für die Herkunftsfamilie verbunden.

Heiratsmigration wird, genauso wie andere Migrationsstrategien, nicht nur als existentielle Überlebensstrategie gewählt, sondern auch als eine Strategie der vertikalen Mobilität für sich selbst, wie für die Familie auf den Philippinen. Mit Hilfe der Geld-Überweisungen erschließen sich für die Herkunftsfamilie neue Ressourcen. Geschwister können zukunftsträchtige, langjährige Ausbildungen absolvieren, es kann Land gekauft werden und der Haus- und Lebensstandard verbessert werden, um nur einige der meistgenannten Verwendungszwecke der immer erwarteten Überweisungen zu nennen.

Der ökonomische Kontext, in dem Migration im allgemeinen und Heiratsmigration im besonderen angestrebt und vollzogen wird, ist zweifellos eine wichtige Größe. Migrationsstrategien, -Motive und -Verhalten werden jedoch nicht nur durch materielle Kriterien bestimmt. Mit dem Beispiel der Fa-

milie Azurin sollte bereits veranschaulicht werden, dass soziokulturelle Werte, die Bedeutung der Familie und Familienverpflichtungen, die Eltern-Kind-Beziehungen oder die Geschlechterordnung gerade auch bei der Heiratsmigration wichtige Sinndeutungen abgeben. Das nächste Kapitel 4 *Ehegeschichten im philippinischen Kontext. Zur Sozialorganisation und Geschlechterordnung in der philippinischen Herkunftskultur* handelt daher vom Reden über Ehen, Männer und Frauen, Eltern und Kindern im philippinischen Kontext, ebenso wie von verwandtschaftsethnologischen Thesen zur philippinischen Sozialorganisation.